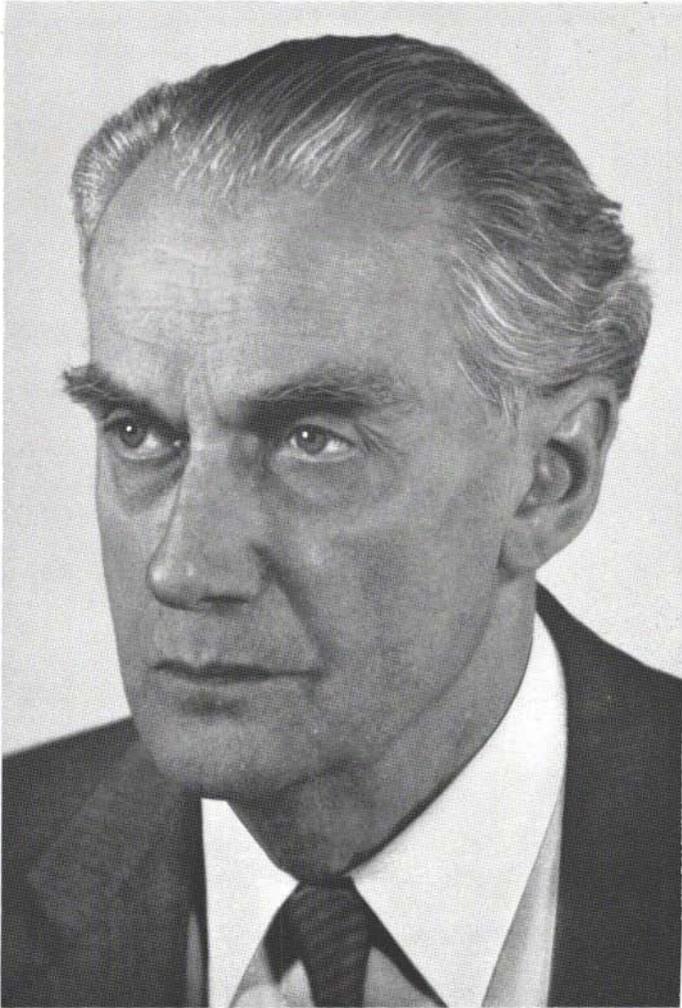


Ernst Kapp · Ausgewählte Schriften





*Ernst Kapp*

Ernst Kapp

Ausgewählte Schriften

Walter de Gruyter & Co.

Berlin 1968

Herausgegeben von HANS und INEZ DILLER

Archiv-Nr. 3643 681

©

1968 by Walter de Gruyter & Co., vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung — J. Guttentag,  
Verlagsbuchhandlung — Georg Reimer — Karl J. Trübner — Veit & Comp., Berlin 30  
Alle Rechte des Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe, der Übersetzung, der Herstellung  
von Mikrofilmen und Photokopien, auch auszugsweise, vorbehalten.  
Satz und Druck: Walter de Gruyter & Co., Berlin — Printed in Germany

## Inhalt

Besprechung: Wolfgang Schadewaldt, Die Geschichtsschreibung des Thukydides (1930) . . . . .	7
Besprechung: Hermann Langerbeck, Δόξιν ἐπιρυσμῆν (1936) . .	30
Πισθέταιρος (1929) . . . . .	53
The Theory of Ideas in Plato's Earlier Dialogues (nach 1942) . . .	55
Platon und die Akademie (1936) . . . . .	151
Theorie und Praxis bei Aristoteles und Platon (1938) . . . . .	167
Sokrates der Jüngere (1924) . . . . .	180
Besprechung: Hans v. Arnim, Die drei aristotelischen Ethiken (1927) . . . . .	188
Die Kategorienlehre in der aristotelischen Topik (Habilitationsschrift 1920) . . . . .	215
Syllogistik (1931) . . . . .	254
Casus Accusativus (1956) . . . . .	278
Besprechung: Ph. H. and E. A. De Lacy, Edition of Philodemus: On Methods of Inference (1947) . . . . .	283
Deum te scito esse? (1959) . . . . .	291
Besprechung: Giorgio Pasquali, Preistoria della poesia romana (1936) . . . . .	296
Bentley's Schediasma „De metris Terentianis“ and the Modern Doctrine of Ictus in Classical Verse (1941) . . . . .	311
Nachwort . . . . .	319
Schriftenverzeichnis . . . . .	325
Namen- und Sachverzeichnis . . . . .	327
Wörterverzeichnis . . . . .	330
Stellenverzeichnis . . . . .	332



Besprechung:

Wolfgang Schadewaldt, Die Geschichtschreibung des Thukydides  
Ein Versuch

1930

Thukydides' Werk sollte den als Einheit gefaßten Krieg der Jahre 431—404 bis zur Endkatastrophe Frühjahr 404 erzählen; das steht 5, 26, 1, und wenn die Darstellung faktisch im Sommer 411 sozusagen mitten im Satz abbricht, so war es der bis zur Albernheit formalistischen Betrachtungsweise des Dionysios von Halikarnaß vorbehalten, deswegen den Verf. in Widerspruch mit sich selbst bringen zu wollen und die Möglichkeit seines trotz nicht kurzen Lebens vorzeitigen Todes zu ignorieren. Was das Ende von Th.' Schriftstellerei betrifft, liegen die Dinge gerade wegen der Äußerung 5, 26, 1 nur zu eindeutig; dagegen bedeutet sein Selbstzeugnis über deren Anfang für jede Betrachtung eine Schwierigkeit. 27 Jahre hat der ‚Krieg der Peloponnesier und Athener‘ gedauert, dessen Ende Th. natürlich erst seit 404 übersehen konnte, aber ihn zu beschreiben ‚angefangen hat er gleich zu Beginn‘ (1, 1, 1), d. h. gleich 431 oder allenfalls in den ersten Jahren nach 431. Was und wie er in der beinahe ein Menschenalter erreichenden Dauer des Krieges an dem Werk gearbeitet hat, dafür bleibt der Phantasie ein unangenehm großer Spielraum. Denn das, was allein die Möglichkeit streng einheitlicher Interpretation gewährleistete und wozu man aus Bequemlichkeitsgründen am liebsten griffe, daß sich Th. während dieser ganzen langen Zeit auf Vorarbeiten beschränkt und mit der eigentlichen Ausarbeitung des Werkes erst nach 404 begonnen hätte, ist von vornherein gerade das Unwahrscheinliche. Daß wir in unserem Text Sätze und ganze Abschnitte lesen, die von Th. geraume Zeit vor der Katastrophe 404, und solche, die nachher geschrieben sind, daran zweifelt heute wohl niemand, und damit eröffnen sich Möglichkeiten der Interpretation, die grundsätzlich zu leugnen niemandem zugestanden werden kann. Wieweit aber die Interpretation gezwungen ist, auf diese Möglichkeiten einzugehen, und was sich dabei für Th.' Arbeit an seinem Werk ergibt, daran reichen grundsätzliche Erwägungen nicht heran. Wohl aber muß man sich prinzipiell noch über weitere Möglichkeiten im klaren sein. Th. hat sein Werk unfertig hinterlassen, keine Spur davon, daß er selbst auch

nur Teile herausgegeben hätte, also müssen wir mit einem Herausgeber rechnen, und die Möglichkeit besteht, daß dieser Herausgeber auch in unserem Text gelegentlich die Hand im Spiele hat. Wer will grundsätzlich diese Möglichkeit bestreiten? Und endlich, wenn das Werk im ganzen unfertig war, dann ist es möglich, daß auch im einzelnen Unfertigkeiten vorliegen, die der Herausgeber nicht hat beseitigen können oder wollen, die aber Th. selbst hätte beseitigen müssen und würde beseitigt haben, wenn er noch dazu gekommen wäre. Auch dieser fatalen Diagnose, daß Th. in diesem oder jenem Falle ‚hätte müssen‘, und der aus anderen Partien geschöpften Zuversicht, er ‚würde haben‘, läßt sich kein prinzipieller Widerstand, sondern höchstens der Zweifel an unserer Fähigkeit, dann noch ins Reine zu kommen, entgegensetzen; äußerlich möglich ist vielerlei, und die Wissenschaft hat mit bequemen und unbequemen Möglichkeiten dieser Art in gleicher Weise zu rechnen, ohne sich auf das eine oder andere etwas zugute zu tun.

Der Krieg, der 431 begonnen hatte, kam 421 zum formalen Abschluß. Th., der sich gleich zu Beginn vorgenommen hatte, ihn zu beschreiben, lebte damals schon in der Verbannung, die ihn in die Lage setzte, die Geschehnisse in größerer Ruhe als die unmittelbar Beteiligten aufzufassen (5, 26, 5). Man darf daran zweifeln, ob er den Friedensenthusiasmus der Athener (Aristoph. *Frieden*) auch nur von ferne mitgemacht hat. Aber daß seine Unbefangenheit so weit gegangen wäre, daß er dem Frieden von vornherein zu wenig getraut hätte, um schon mit einer endgültig gedachten Ausarbeitung zu beginnen, das wäre eine, wenn auch schließlich mögliche, doch recht gewagte Hypothese. Möglich ist auch die Annahme, er habe freilich schon zu schreiben angefangen und das Geschriebene auch später verwertet, aber so überarbeitet, daß es für uns praktisch darauf hinauslief, als wäre alles erst nach 404 verfaßt. Wie gesagt, das sind Möglichkeiten, nur läßt sich auf dieser Grundlage vieles namentlich in den beiden ersten Büchern nicht interpretieren. Das hat Ullrich (Beiträge zur Erklärung des Thukydides, Programm Hamburg 1846) bewiesen; und es gibt hier, so vieles im einzelnen noch strittig bleiben mag, kein Kompromiß und keine Gegensätzliches aufhebende Synthese.

Vieles in den ersten beiden Büchern läßt sich nur verstehen, wenn es bald nach 421 und jedenfalls vor dem Ausgange des großen Krieges geschrieben ist. Ullrich wollte, möglichst einfach konstruierend, sie und dazu das 3. Buch und von dem 4. bis etwa 4, 48 ganz der ersten Periode von Th.' Schriftstellerei zuweisen und ließ nur im 2. Buch das sich offen als nach 404 geschrieben gebende Kapitel 2, 65 und außerdem die Erwähnung des Archelaos 2, 100, 2 ungern als ausnahmsweise nachgetragene späte Einfügungen gelten. Die Frage, ob

der Geschichtschreiber „vielleicht noch eine nachbessernde Durchsicht seines Werkes beabsichtigt“ haben sollte, warf er auf, um sie zu verneinen; die Möglichkeit, daß es zu einer wirklichen Überarbeitung der ersten Bücher gekommen wäre, schied für ihn ganz aus. Es hat sich gezeigt, daß sein Standpunkt insoweit unhaltbar war. Man muß mit zahlreicheren späteren Zusätzen rechnen als er wollte, und vor allem heben sich aus dem Zusammenhang der ersten beiden Bücher umfangreiche geschlossene Partien heraus, an deren Abfassung nach 404 heute nicht mehr gezweifelt wird, so im ersten Buch mindestens die Erzählung vom Mauerbau und die Pentekontaetie (1, 88—118, 2) und dazu der § 1, 23, 6 und die Pausanias- und Themistoklesepisode (1, 128—138), und im zweiten Buch mindestens noch die letzte Periklesrede (2, 59—64).

Für die beiden ersten Bücher kann wenigstens die Problemlage als geklärt angesehen werden. Es gibt genügend feste Anhaltspunkte für die beiden durcheinandergehenden Schichten, und die Aufgabe, sie, die im Bewußtsein des Schriftstellers durch die Erfahrungen der sizilischen Expedition und des sog. dekeleischen Krieges getrennt waren, in ihrer notwendig großen Verschiedenheit zu erfassen, muß weithin lösbar sein, mag nun Th. mit seiner Überarbeitung fertig geworden sein | oder nicht, und mag im letzteren Fall ein Herausgeber eingegriffen haben oder nicht.

Weniger klar läßt sich zur Zeit die Frage für das dritte und vierte Buch und für 5, 1—24 stellen. Hier muß — unter Vorbehalt der Möglichkeit eines teilweisen Übereinanderliegens — mit dem Aneinanderstoßen zweier verschiedenen Abfassungsperioden angehöriger Partien (im vierten oder dritten Buch) gerechnet werden, und zu den beiden zeitlichen Möglichkeiten, die für die ersten beiden Bücher gegeben sind, ist hier noch eine dritte: bald nach 412, in Betracht gezogen worden, die für jene wohl ausscheidet.

5, 25. 26 beginnt die Darstellung der Zeit nach dem ersten zehnjährigen Kriege mit dem nach 404 geschriebenen sog. zweiten Proimion, dessen fundamentale Bedeutung für die Entstehungsgeschichte des ganzen Werkes fast allgemein anerkannt ist. Es hätte auch nie geleugnet werden dürfen, daß es von Th. für die Stelle, an der es steht, und für die Funktion, die es nun hat, geschrieben worden ist. Aber natürlich ist damit nicht, wie Ullrich annahm, das Urteil über alles Folgende bereits festgelegt. Auch was nach 5, 26 in unserem Text steht, kann ganz oder partienweise vor 404 geschrieben sein. Aber wir sind hier für die Unterscheidung in wesentlich ungünstigerer Lage als für die beiden ersten Bücher. Denn wenigstens in den Büchern 6—8 ist nichts vor dem katastrophalen Ausgang der sizilischen Expedition geschrieben, und dieser Ausgang ist, wenn Th.' Darstellung nicht ein-

fach falsch ist, in ganz Griechenland von vornherein als das Ende der athenischen Macht aufgefaßt worden. Das war freilich eine starke Unterschätzung der athenischen Kraft, wie derselbe Th. betont, aber den allgemeinen Eindruck, daß der Lauf der Geschehnisse eine für Athen lebensgefährliche Wendung genommen hatte (8, 24, 5), wird dieser ruhige Beurteiler schwerlich auch nur zeitweise ganz haben vergessen können. Dann aber ist der Abstand der Situation in den ersten Jahren nach 413 und der Wirkung, die sie notwendig auf das Denken des Schriftstellers ausüben mußte, von der nach 404 bei weitem nicht so groß wie der der ersten Jahre nach 421, wo Athen sich trotz aller nach Th.' Meinung begangenen Fehler mit seinen Ansprüchen gegen Sparta durchgesetzt zu haben schien. Unter diesen Umständen ist es nicht wunderbar, daß die bisherigen Behandlungen der Bücher 5—8, gerade soweit sie auf der Analogie der im Anschluß an Ullrich für die ersten beiden Bücher gewonnenen Vorstellungen ruhten, vergleichsweise unsichere Ergebnisse erzielt haben, und der Versuch Schadewaldts<sup>1</sup>, zunächst aus den | Büchern 6 und 7, der als verhältnismäßig geschlossen anerkannten Darstellung des sizilischen Unternehmens, mit neuer, freilich die Ergebnisse der sog. Analyse mit Auswahl voraussetzender Methode Neues zu gewinnen, darf sich mit Recht des lebhaften Interesses der für Th. interessierten Philologen rühmen.

Man hat die Unstimmigkeiten und Unfertigkeiten, die man in der Erzählung der Ereignisse von 421—416 (5, 27—5 Schluß) und der Jahre 412/11 (Buch 8) festzustellen meinte, als notwendige Eigentümlichkeiten einer bald nach den Ereignissen niedergeschriebenen Skizze, der zur Endgültigkeit eben die Kenntnis des noch im Ungewissen liegenden Ausgangs fehlte, geglaubt fassen zu können. Wenn sich aus dieser Umgebung die sizilische Expedition als schon künstlerisch geformte Einheit, mit Anfang, Mitte und Ende, heraus hob, so ließ sich geltend machen, daß dieses Geschehen, innerhalb des einen großen Krieges freilich ein Teilgeschehen, doch als solches des dramatischen Schlusses schon 413 nicht entbehre (s. Schwartz, Das Geschichtswerk des Th.<sup>2</sup> Bonn 1929, 211 f.). Gewonnen war dann jedenfalls, auch wenn man Cwiklinskis unhaltbare Hypothese einer ursprünglichen Monographie über den sizilischen Krieg<sup>2</sup> fallen ließ, daß man Th. nicht so gar

<sup>1</sup> Das Buch enthält auf den ersten 40 Seiten den im Mai 1928 auf der Fachtagung der klassischen Altertumswissenschaft in Weimar gehaltenen Vortrag, „ausgebaut und sparsam durch Anmerkungen ergänzt“, dazu zwei Beilagen: 1. Das Prooimion des Thukydides (S. 43—67), 2. Die Exkurse des Thukydides (67—99) und auf S. 100 als Nachtrag Wilamowitz' Interpretation von Thuk. 6, 15, 3. 4.

<sup>2</sup> Hermes 12, 1877, 23 ff. Dagegen genügt ein Satz von Schwartz (S. 7): „Für Th. war die Geschichte des Krieges, den er erlebte, spätestens nach seiner Verbannung der Inhalt seines Lebens geworden, den er so wenig teilen konnte, wie sein Leben selbst.“

lange (415—404) in der Ausarbeitung dessen, was uns vorliegt, brauchte pausieren zu lassen, um ihn auf Materialsammlung und sonstiges für uns ungreifbares Vorarbeiten zu beschränken. Dieser horror vacui bei der Konstruktion der äußeren Entstehungsgeschichte wird noch begreiflicher, wenn von der jetzigen Darstellung des ersten 10jährigen Krieges nicht nur der Schluß des 4. und der Anfang des 5. Buches Kennzeichen später Entstehung tragen, sondern darüber hinaus noch mindestens die sizilischen Ereignisse (beginnend 3, 86) von vornherein auf das spätere große Unternehmen der Athener orientiert, also schwerlich zu ganz anderer Zeit als die Bücher 6 und 7 geschrieben sind. Ist auch das alles nach 404 abgefaßt und dazu noch die durch die Analyse der ersten beiden Bücher erkannten Partien, dann bleibt nicht viel übrig, was Th. während seiner 20jährigen Verbannung an auch zuletzt noch brauchbarer schriftlicher Fixierung fertig bekommen hätte. Indessen, es bedarf nur des Aussprechens, um das Uferlose solcher Erwägungen zu merken und um sich davon frei zu machen, sie vorweg | für die Richtung, in der man seine Ergebnisse sucht, bestimmend werden zu lassen. Schwerlich wird sich von hier aus etwas Stichhaltiges einwenden lassen gegen eine mit den durch die zwischenliegende Forschung nötig gewordenen Kautelen versehene Rückkehr zu Ullrichs einfacher chronologischer Konstruktion (Niederschrift der ersten nicht vollendeten Fassung der Geschichte des 10jährigen Krieges nach 421, Abrechnen etwa 415, erneute Vorarbeiten, Aufnahme der endgültigen Ausarbeitung der Geschichte des ganzen Krieges 404), die man als das äußere Ergebnis der vorliegenden neuen Untersuchung bezeichnen kann. Aber diese äußeren Dinge bestimmen weder die Methode noch das Ziel der Arbeit Sch.s. Er macht sich die Bahn frei durch grundsätzliche Erwägungen anderer Art.

Allseitig ist zugestanden, daß die Darstellung des sizilischen Unternehmens im ganzen und fast durchweg auch im einzelnen wenigstens im Vergleich mit allem Übrigen bei Th., wo Unfertigkeiten und was uns so vorkommt, immer wieder die Schwierigkeit für den Interpretieren bilden, und insbesondere im Gegensatz zu den umgebenden Büchern 5 und 8, so ziemlich alle Epitheta verdient, die die Erfüllung unserer Ansprüche an vollendete Darstellung eines großen historischen Geschehens bedeuten. Schadewaldt bestreitet grundsätzlich, daß für die Qualität der Darstellung die Qualität des Ereignisses und seine unmittelbare Wirkung auf den Mitlebenden den zureichenden Grund abgeben könne; weder lasse sich die Einheit der Form aus der Einheit des Geschehens erklären, das gebe es überhaupt nicht, noch für die Wirkungskraft des Wortes die Unmittelbarkeit des Erlebens verantwortlich machen, das gebe es höchstens in moderner Zeit seit Goethe. Nun ist letzteres für Th. so weder von Schwartz noch von Wilamowitz, gegen

die Sch. sich wendet, behauptet worden, beide erklären ausdrücklich die Eindringlichkeit der künstlerischen Gestaltung aus der bereits erreichten schriftstellerischen Meisterschaft („die durch lange Übung kühn gewordene Kraft des Schilderns“, Schwartz 212, „und er stand auf dem Gipfel seines Könnens“, Wilamowitz, Platon 2, 14), und dagegen gibt es grundsätzlich nichts einzuwenden. Die Frage war aber, was gegebenenfalls Th. schon bald nach 413 veranlassen konnte, von dieser Meisterschaft im Falle der sizilischen Expedition Gebrauch zu machen, und da setzten allerdings beide den unmittelbaren Eindruck dieses radikal abgeschlossenen Einzelgeschehens ein. Hier kam Wilamowitz der von Sch. bekämpften Erlebnistheorie vielleicht etwas näher als Schwartz, sofern nach ihm direkt das Positive, der Entschluß zur Fortsetzung der ursprünglich beabsichtigten Darstellung nur des 10jährigen Krieges, geweckt wird, während Schwartz wie Ullrich zunächst das Negative, das vorläufige Abbrechen jener Darstellung um der nun | selbstverständlich gewordenen Darstellung des ganzen Krieges willen hervorhebt, um dann sekundär die Anziehungskraft der abgeschlossenen Tragödie auf den Schaffensdrang des Geschichtschreibers wirken zu lassen. Gewiß kann man beiden Gelehrten Zweifel entgegensetzen, aber die Begründung dafür wird sich schwerlich in dem Rahmen vorläufiger Erwägungen über Form und Stoff, Erlebnis und Pathos der Darstellung halten können.

Gegen die andere grundsätzliche Bemerkung Sch.s, über die Einheit der Form, muß der Rezensent aussprechen seinerseits grundsätzliche Bedenken zu haben. Daß geistige Einheit aus dem Geist und nicht aus dem Stoff kommt, gilt für alles Geistige, nicht bloß für die Stufe der geistig-künstlerischen Formwerdung. Jedem der interessierten Mitlebenden, der Gelegenheit zu hören und die Fähigkeit zu denken hatte, schlossen sich die Berichte über das sizilische Unternehmen, auch wenn sie „ihm zu verschiedenen Zeiten, auf verschiedene Einzelfakta bezüglich ungeordnet zukamen“, zu einer einheitlichen, mehr oder weniger richtigen und mehr oder weniger eindrucksvollen Vorstellung von dem Gesamtverlauf des Unternehmens zusammen; das wird auch bei Th. nicht erst nachträglich, sondern unmittelbar und vermutlich gut funktioniert haben. Warum das überhaupt erwähnen, um dann die „psychologisch-denktechnische Leichtigkeit der Formung dieser bequemeren Materie“ zuzugestehen? Das für die diskutierte Frage an der psychologisch-denktechnischen *Leistung* Wesentliche vollzieht sich spontan und ist von etwaigen gedanklichen Schwierigkeiten des reflektierenden Historikers zu unterscheiden. Man sollte nicht grundsätzlich wegreden wollen, daß das historiographische Objekt von Bedeutung sein *kann* sowohl für die Gestaltungsmöglichkeiten wie für den Gestaltungswillen. Und dann bleibt auch von dem Satz,

daß die schließlich erreichte Form „dem Geiste des Gestalters, nicht dem Stoffe angehört“, nur eine Selbstverständlichkeit übrig.

Grundsätzlich kann man sich nur über Möglichkeiten unterhalten, der Möglichkeiten sind meist mehrere, und die Möglichkeit, die Sch. seinerseits vorweg hinstellt, ist ohne weiteres als solche anzuerkennen. Es kann sein, daß Th. für die Darstellung der sizilischen Expedition alle ihm zu Gebote stehenden Mittel eingesetzt hat nicht nur deshalb, weil es eine erschütternde Tragödie darzustellen gab, sondern weil dies Geschehen ihm in der Rückschau den entscheidenden Anfang vom Ende der athenischen Macht bedeutete. Natürlich sind dann die Bücher 6 und 7 nach 404 geschrieben. Dem Rezensenten leuchtet diese Möglichkeit um so mehr ein, als es ihm nach 404 gar nicht einmal einer besonders „energischen geistigen Durchdringung“ des großen Gegenstandes zu bedürfen scheint, um nunmehr das sizilische Unternehmen | wieder so einzuschätzen, wie man es nach Th.' eigener Darstellung vor-schnell, gewiß, bereits 413/12 in ganz Griechenland getan hatte. Aber es wird sich empfehlen, über diese Differenz hinwegzugehen, weil es sonst wieder Auseinandersetzungen über Form und Stoff geben könnte, darüber nämlich, wieweit es erlaubt ist, im Falle der Katastrophe von 404 der Materie bestimmenden Einfluß zuzugestehen<sup>3</sup>.

Zur Sache. „Die entscheidende Frage ist: gibt es in Buch 6 und 7 handgreifliche, objektive Indizien für die Spätdatierung nach 404?“ (Sch. 8.) Entscheidend ist diese Frage, solange derartige Indizien nicht auch für die versuchte Frühdatierung beigebracht werden — bisher ist das nicht geschehen — und jene anderen sich nicht als spätere Einschübe beseitigen lassen — auch das ist bisher nicht gelungen. Denn dann bleibt nichts übrig, als für die Bücher 6 und 7 mit der Zweischichtentheorie zu brechen. Sch. bejaht das Vorhandensein solcher Indizien, und sein Versuch, für diese Bücher das Recht einheitlicher Interpretation auf der Grundlage der Abfassungszeit nach 404 wiederzugewinnen und fruchtbar zu machen, erscheint nach der ganzen Lage der Dinge wohl begründet. Sehr zu begrüßen ist, daß der Verfasser es über sich gewonnen hat, auch in der gedruckten Veröffentlichung

<sup>3</sup> Anmerkungsweise sei daran erinnert, daß Schwartz für die nach ihm vor 404 geschriebene, in dem Enthaltene noch weithin wiederzuerkennende Skizze der Geschichte des Krieges von 421—411 eine Zwischenzeit suchte, in der Th. „meinte, ein baldiges Ende des Krieges vorauszusehen, und dem Reiz nicht widerstehen konnte, zunächst einmal zu skizzieren, wie furchtbar jener Schlag“ — die sizilische Katastrophe — „Athen traf und wie wunderbar es ihm trotzdem Stand hielt“, und die Vermutung wagte, „daß Th. vielleicht schon vor, jedenfalls nach der Schlacht bei Kyzikos erwartete, daß es . . . zum Frieden kommen werde“ (229. 230). Sicher würde das, wenn sich innerhalb der Bücher 6 und 7 Spuren der Erwartung fänden, daß das attische Reich diesen Schlag auf die Dauer doch würde überleben können. Ich finde dergleichen nirgends, nur das Gegenteil.

die für ihn selbst zunächst bestimmenden Beobachtungen herauszustellen. Das kann der gewünschten weiteren Erörterung nur förderlich sein; und dem Referenten, der keine eigene Untersuchung zu führen hat, sei gestattet, die Besprechung auf die von Sch. hervor-gehobenen besonders beweisenden Fälle zu beschränken.

Der Katalog der schließlich im Kampf um Syrakus gegeneinander versammelten Städte und Stämme (7, 57—59, 1) ist wegen der zwanglosen Erwähnung der Ägineten, ‚die damals Ägina besaßen‘, auf die Zeit nach 405, d. h. praktisch nach 404 festgelegt. Schwartz, dessen Idiosynkrasie gegen gedankliche Inkongruenz der Thukydidesinterpretation hoffentlich für immer die Lust zum oberflächlichen Doch-verstehenwollen nimmt und sie durch die auf dem Boden von Wilamo-witz' alter Herausgeberhypothese (vgl. jetzt SBBerl. 1919, 934) gebotene Rücksichtslosigkeit des Aufdeckens zu neuer Tiefe da zwingt, wo diese Hypothese nicht befriedigt, Schwartz hatte auf gedankliche Unstimmigkeiten hingewiesen, die bei der Einfügung des Katalogs in den jetzigen Text passiert sind und die er als des Th. unwürdig dem Herausgeber zuschob. Sch. begegnet dem glücklich mit dem Hinweis auf eine über Herodot (7, 59 ff.) zu dem B der Ilias zurückführende „historiographische Tradition“, die es ausschließt, das Auftreten des Kataloges an dieser Stelle der Erzählung als Zufallsprodukt zu verstehen.

In der Tat, hier kommt man auf festen Boden. Damit ist so viel gewonnen<sup>4</sup>, daß man verzeihen möge, wenn ich den entgegenstehenden Schwierigkeiten ein paar Worte gönne, obwohl Sch. in der Ökonomie seines Vortrages kürzer darüber hinweggeht. Daß Schwartz in dem διενούοντο κλήσειν 7, 56, 1 (~ διενούοντο . . . ἀποπέμπειν 7, 27, 1) gegenüber dem ἐκλον οὖν 59, 3 (~ εὐθύς ἀπέπεμπον 29, 1) nicht das Ungeschick des Herausgebers, sondern ein verschiedentlich wiederkehrendes stilistisches Mittel des Th. charakterisiert hat, bemerkt Sch. selbst an anderer Stelle (S. 83). — 7, 56, 3 hat der Gedanke einen doppelten Knick. Die Syrakusaner haben alle Aussicht bekommen, die Athener und ihre Bundesgenossen zu Lande und zu Wasser zu überwältigen. Und das ist für sie eine große Sache, denn es bedeutet das Ende der Herrschaft der Athener, und davon werden die Syrakusaner den Ruhm haben. Und abgesehen davon sind sie im Begriff, nicht nur der Athener selbst Herr zu werden, sondern auch ihrer vielen Bundesgenossen, und wiederum sie selbst nicht allein, sondern auch — mit denen, die ihnen zu Hilfe gekommen sind: das ist so ein unmöglicher Gedanke. Mindestens das zweite ‚sondern auch‘ steuert gar zu direkt auf den Katalog hin, der ja auch die Bundesgenossen der Syrakusaner bringen sollte. „Der Herausgeber hat das gefühlt und die Ungereimtheit dadurch zu mildern gesucht, daß er den Syrakusiern inmitten ihrer Bundesgenossen eine Vorzugsstellung zuschreibt, ohne Erfolg; denn er muß zugeben, daß sie die Führung mit den Korinthern

<sup>4</sup> „Geschrieben ist“ die Völkertafel „wegen der Äginetenerwähnung nach 405. Also stammt der Zusammenhang, in dem sie steht, aus dieser späten Zeit. Diesen kann man bis ans Ende des 7. Buches und weit zurück bis ins 6. Buch verfolgen: gelegentlich zwar eine ungeglättete Stelle, aber nirgends ein Bruch, alles aus einem Guß“ (S. 11).

und Spartanern teilten“ sagt Schwartz (204). Mit Recht wendet Sch. ein: „Neben den dorischen Vormächten Sparta und Korinth an der Spitze vieler Bundesgenossen zu stehen, ist für den Kolonialstaat Syrakus ruhmvoll“ (S. 10, 1). Die Reparatur des Gedankens ist so fein wie nur möglich, und es ist sicher verfehlt, von Th. etwas Glatteres zu verlangen, falls er den Katalog gerade für diese Stelle geschrieben hat. Daran kann aber überhaupt kein Zweifel sein, denn es läßt sich für den Katalog aller Bundesgenossen weder vorher noch hinterher ein passender Platz ausfindig machen, und daß der Schriftsteller ganz bewußt verfuhr, beweisen die Schlußworte 7, 59, 1 καὶ τότε ἤδη πᾶσαι (sc. αἱ ἐπικουρίαι) ἀμφοτέροις παρήσαν καὶ οὐκέτι οὐδὲν οὐδέτεροις ἐπῆλθεν. Nicht ganz so leicht ist mit dem andern, worauf Schwartz aufmerksam gemacht hat, fertig zu werden. Man erwartet in |erster Linie die Masse der Teilnehmer am Entscheidungskampf zur Anschauung gebracht zu finden, und Einleitungs- und Schlußsatz (57, 1. 59, 1) bestätigen diese Erwartung. Statt dessen drängt sich in der Aufzählung der athenischen Bundesgenossen ein an sich interessanter, aber wirklich überschießender Gedanke vor, daß es sich nämlich hier nicht um eine natürliche, sondern eine mehr oder weniger zufällige, auf Augenblicksinteressen oder Zwang gegründete Koalition handelt, und Zahlen werden nirgends genannt. Sch. beruft sich auch hierfür auf die „historiographische Tradition“. Im *B* der Ilias und bei Herodot neben der Haupttendenz Genealogisches, Ethnographisches: „Auch Th. behält die Verbindung zweier Absichten in der einen Katalogform bei, wenn er, was ohne Not Bedenken erregt hat, neben dem Motiv von Zahl und Menge die Lösung der alten Stammesbindungen und die vom Zufall regierten neuen Mächtegruppierungen betont“ (S. 10). Ich denke, das ist ebenso eine leichte Überspannung des Gedankens der traditionellen und formalen Bindung, wie wenn dann Versuche gemacht werden, die Analogien der Orte, an welchen die Kataloge bei Homer, Herodot und Th. stehen, in eine identische Funktion einzufangen. Der Schiffskatalog steht vor den Kampferzählungen der Ilias, der Katalog Herodots vor dem Einmarsch in Europa, man mag von beiden sagen, sie stehen kurz vor dem Beginn der großen Ereignisse: das paßt nicht auf Th. Die Kampferzählungen der Ilias gelten den letzten Kämpfen vor Troja, Th.’ Katalog steht vor der letzten Seeschlacht: das ist bedenklich, und jedenfalls gibt es dazu keine Analogie bei Herodot. Und was bei Herodot besonders charakteristisch ist, die Musterung und Ordnung von Heer und Flotte vor Beginn der Kriegshandlungen und vor dem Katalog, das gibt es auch bei Th., aber es steht 6, 42f. Schon die Tatsache eines andersgearteten Kataloges der πρώτῃ παρασκευῇ der Athener weist auf besondere Bedingungen hin, unter denen Th. 7, 56ff. schrieb. Von den sukzessive anwachsenden Streitmassen hatte er sukzessive erzählen müssen, und es war selbstverständlich, daß er diese Erzählung mit den ihm jeweilig zu Gebote stehenden Zahlenangaben und sonstigen Spezifizierungen ausstattete. So ist das für den Katalog 7, 57f. vorweggenommen, der abgesehen von der erst hier erfolgenden Aufzählung der teilnehmenden attischen Kolonisten und der Zwangsbundesgenossen Athens kaum die eine oder andere neue Einzelheit bringen kann. Daß Th. die Zahlenangaben nicht wiederholen wollte, ist an sich begreiflich, schon deshalb, weil sie, namentlich für die Syrakusanischen Bundesgenossen, lückenhaft ausfallen mußten. Wollte er überhaupt noch einen Katalog bringen — warum er das wollen konnte, ja mußte, hat Sch. erklärt —, dann blieb entweder eine kahle Aufzählung der Städte- und Völkernamen<sup>5</sup>, womit der Zweck ganz sicher nicht erreicht worden wäre, oder er mußte gedanklicher Erweiterung in irgendeiner Rich-

<sup>5</sup> Also wie das Kapitel 9 des 2. Buches, das Aly (RhM. 1928, 361 ff.) mit dem *B* und der Herodotstelle vergleicht. Aber wenn, wie er anzudeuten scheint, das „Prinzipielle der Formfrage“ über die starken Unterschiede zwischen 2, 9 und 7, 57f. hinwegzusehen gestattet, so wird von hier aus der Streit der Meinungen nicht zur Ruhe kommen.

tung Raum geben. Für die syrakusanische Seite waren in traditioneller Weise geographische Erläuterungen möglich und sehr passend die Betonung der unbestimmt großen Zahl der Sikelioten und insbesondere wieder der Syrakusaner; für die athenischen Bundesgenossen wäre Geographisches meist eine Lächerlichkeit gewesen und auch nur eine zusammenfassende Zahlenangabe (die Zahl 40000 steht erst 7, 75, 5) trotz der mannigfachen vorhergehenden Einzelangaben nicht genau | zu geben hätte auch für den Zweck nicht gereicht. Also ein Gedanke war dringend erwünscht, und wenn es an sich ein interessanter und des Th. würdiger Gedanke ist, so werden wir uns nun nicht wundern, daß er nach Möglichkeit gestreckt und ziemlich gesucht durchgeführt ist. Voraussetzung für das Verständnis ist aber allerdings Sch.s These, daß die ganze Völkertafel „nur von Th. selbst, nur für diese Stelle gedacht und geschrieben“ ist.

Die zweite Stelle, an der Sch. ansetzt, ist das Kapitel 6, 15. Schon Ullrich hatte es gelegentlich seiner Untersuchung mit 2, 65 kombiniert und gestützt darauf und auf die Umrahmung der Pisistratidenepisode (6, 53, 3. 6, 60, 1) hervorgehoben, daß Th. den gänzlichen Untergang Athens in den Jahren 415—404 nicht von den Nachwirkungen der Verluste des ersten Krieges herleitet, „auch nicht so sehr von dem Unglück in Sizilien, noch auch von dem Vorschub, welchen die Perser den Peloponnesiern durch Hilfgelder geleistet; vorwaltend von der unseligen Bürgerentzweiung zu Athen selbst, welche, durch die Mißtrauen erweckende Persönlichkeit des sonst so hochbegabten Alkibiades hervorgerufen, schon in dem Hermokopidenprozeß ihren Anfang nahm, und erst mit dem Sturz der Dreißigmänner im zweiten Jahre nach dem peloponnesischen Kriege endete“ (Beiträge 91). Ullrich deutete 6, 15, 3. 4 ὅπερ καὶ ὕστερον — ἐσφηλαν τὴν πόλιν noch unbefangen (= 2, 65, 12 Ende καὶ οὐ πρότερον — ἐσφάλησαν) auf 407—404; er zitierte dazu auch Aristoph. *Frösche* 1431. Schwartz, der natürlich sah, wie verhängnisvoll diese Paragraphen, so verstanden, für seine Konstruktion werden, falls man sich nicht entschließen kann, sie für einen späteren Zusatz zu erklären, leugnete radikal die Möglichkeit der Beziehung auf die Endkatastrophe und ging so weit, zu behaupten, „daß Th. niemals in so nachlässiger und undeutlicher Weise viel spätere, mit dem sizilischen Krieg nur sehr mittelbar zusammenhängende Vorgänge in ein Raisonement hineingeflochten haben würde, das nach der Stelle, wo es eingeschaltet wurde, von jedem Leser nur auf den Krieg bezogen werden konnte, in dessen tragische Geschichte der Redekampf der beiden athenischen Protagonisten einführen sollte“ (333). Unbedingt sei daran festzuhalten, „daß das gesamte Raisonement sich nur um den sizilischen Krieg dreht“. Hier war der Bogen überspannt. Schon die sich aufdrängende Erinnerung an die Parallelstelle über Brasidas 4, 81 ff. mit einem dem ὕστερον entsprechenden ἐξ τε τὸν χρόνῳ ὕστερον πόλεμον und demselben τότε δ' οὖν hätte warnen können.

Freilich die Brasidasstelle ist unzweideutig, diese soll für den Fall der Beziehung auf viel Späteres mißverständlich und tadelnswert sein. Das Letztere jedenfalls nur,

wenn der Autor auf Mißverständnisse gefaßt war und sich dagegen decken wollte: und das ist eben die Frage. Wenn er bei dem Satz ὅπερ καὶ καθείλεν ὕστερον τὴν τῶν Ἀθηναίων πόλιν οὐχ ἤκιστα an 404 dachte, dann brauchte ihm nicht bewußt zu werden, daß ein Interpret auch 413 | gemeint glauben könnte. Natürlich gilt auch das Umgekehrte. Und deswegen ist es vielmehr die Aufgabe sich zu überlegen, zu welchem der doch recht verschiedenen Inhalte der Ausdruck *ungezwungen* sich einstellen konnte. Diese Überlegung spricht wegen καθείλεν vorweg stark für 404, vgl. 5, 103, 1 ἔλπις δὲ κινδύνῳ παραμύθιον οὕσα τοὺς μὲν ἀπὸ περιουσίας χρωμένους αὐτῇ κὰν βλάβη οὐ καθείλε, einen Satz, den man auf die Katastrophe von 413, aber nicht auf die von 404 anwenden könnte. Aber mag das Wortklauberei sein und die Möglichkeit, an die ich nicht glaube, zugestanden werden, daß das sprachliche Gegenbild zu καθείλεν etwa 8, 97, 2 τοῦτο πρῶτον ἀνήνεγκε τὴν πόλιν wäre. Konnte denn sachlich aus der Situation von 415 heraus überhaupt bemerkt werden, dies, nämlich Alkibiades' noble Passionen, hätte später den Niedergang der Stadt verursacht, wenn mit ‚später‘ — was eigentlich gemeint ist: die Rückberufung 415 oder die Katastrophe 413? Beides zusammenfallen zu lassen, ist perspektivisch unmöglich — denn dann bedeutete ὕστερον zunächst die wenigen Monate bis zur Rückberufung, und demgegenüber der ganze Verlauf des sizilischen Krieges ein Nichts — und von einem von beiden für sich kann man so gar nicht sprechen. Und was für einen Zweck hätte dieses Vorgreifen innerhalb der Darstellung; das Kapitel 27 kam doch wahrhaftig schnell genug hinterher.

Mit Recht kehrt Sch., sich stützend auf den allgemeinen Eindruck und auf den Gebrauch des Wortes καθαίρειν, zu der Beziehung auf 404 zurück. Aber leider ist er auf halbem Wege stehengeblieben. Nach ihm geht zwar das anfängliche καθείλεν auf 404, dagegen bezieht er mit Schwartz das οὐ διὰ μακροῦ ἔσφηλαν τὴν πόλιν am Schluß auf 413. Dabei ist übersehen, daß der im § 4 charakterisierte Alkibiades nicht der des Anfangs von § 3 und des Jahres 415, sondern der des Jahres 407 ist, und daß die Folge von dessen Beseitigung nur die Katastrophe von 404 sein kann. Diese Interpretation des § 4, die für Ullrich eine Selbstverständlichkeit war, kann Sch. selbst auf S. 100 als Beitrag von Wilamowitz bringen, ohne sie, wie es scheint, für seine Person zu akzeptieren. Sie ist aber richtig. Denn wenn Schwartz behauptet hatte, das οὐ διὰ μακροῦ am Schluß könne nicht auf den Zeitraum 415—404 gehen, so ist demgegenüber Wilamowitz' Deutung auf 407—404 evident.

Nur so kommt die Perspektive in Ordnung; wenn von 415 weg auf das Ende des dekeleischen Krieges geblickt wird, dann rücken 407 und 405/4 zu einem οὐ διὰ μακροῦ zusammen. Von Gegenerwägungen bleibt vielleicht zu beachten, daß Schwartz eine deutliche Beziehung behauptete „zwischen ὡς τυραννίδος ἐπιθυμοῦντι und dem Verdacht der ξυνομοσία ὀλιγαρχικῆ καὶ τυραννικῆ (60, 1), der die Hermokopiden- und Mysterienprozesse so verhängnisvoll beeinflusste und zum Sturz des Alkibiades führte (61, 1. 4.)“. Nun zieht das aber nur, wenn man mit Schwartz die Einordnung des Pisistratidenexkurses in das 6. Buch für unthukydideisch hält, oder auch dann nicht, denn das Wort τυραννικῆ neben ὀλιγαρχικῆ dient gar zu deutlich dieser Einordnung. Im übrigen aber würde Th. seine eigene Konstruktion der innerpolitischen Vorgänge des Jahres 415, aus der die Hermokopiden- und Mysterien-sache und der Konkurrenzneid der ἔχθροί des Alkibiades nicht wegzudenken sind,

ne|gieren, wenn er Alkibiades' persönliche Ansprüche an das Leben, zunächst sein nicht ganz integres Hauptmotiv, sich für das sizilische Unternehmen einzusetzen, zugleich als direkte Ursache für die 415 plötzlich einsetzende Sorge der Demokratie um ihren Bestand hinstellte.

Weiter bleibt die syntaktische Schwierigkeit: καὶ δημοσίᾳ κρᾶτιστα διαθέντα τὰ τοῦ πολέμου ἰδίᾳ ἕκαστοι τοῖς ἐπιτηδεύμασιν αὐτοῦ ἀχθεσθέντες καὶ ἄλλοις ἐπιτρέψαντες οὐ διὰ μακροῦ ἐσφηλαν τὴν πόλιν.

Für die Deutung auf 415/3 auch eine sachliche Schwierigkeit, denn was wird gegebenenfalls 415 von Alkibiades auf andere übertragen? Daß von seiner Strategie direkt nicht die Rede sein darf, hat Schwartz gesehen und — von seinem Standpunkt aus sehr geschickt — die προσαΐα τοῦ δήμου hineinbringen wollen. An sich ist es freilich überflüssig, daß von der Prostatie geredet wird, und zusammengekommen sind die Worte ἰδίᾳ — ἀχθεσθέντες, (τῆς προσαΐας ἀπελάσαντες) καὶ ἄλλοις ἐπιτρέψαντες eine recht vage Andeutung dessen, was 415 nach Th.' Darstellung wirklich passiert ist. Wie man ja auch das vorhergehende Satzglied nur mit schlechtem Gewissen Alkibiades' Leistungen von 415 entsprechen lassen kann. Für 407 ist nur sprachlich unbequem „καὶ ἄλλοις ἐπιτρέψαντες, das so kurz gesagt ist, daß man vorher die Absetzung einflücken wollte, aber ertragen werden muß. Das paßt aber auf Sizilien gar nicht, denn da erhielt er keinen Nachfolger, wohl aber genau auf seinen Ersatz im Flottenkommando nach der Schlappe des Antiochos 407“. So Wilamowitz, wobei unausgesprochen bleibt, ob ein anakolutisches Schwebenlassen des überlieferten Akkusativs διαθέντα für möglich gehalten wird<sup>6</sup>. Aber jedenfalls, so sehr man beim Lesen in δημοσίᾳ κρᾶτιστα διαθ. einen Objektivakkusativ erwarten kann, so wenig konnte der Schriftsteller selbst, wenn er den aus den Dativen herausfallenden Akkusativ setzte, ihn dann vergessen und doch den von ihm abhängigen zweiten Akkusativ τὰ τοῦ πολέμου mit καὶ ἄλλοις ἐπιτρέψαντες aufnehmen. Nun hat freilich Schwartz' Polemik (332) mißtrauisch gemacht gegen die Verbesserung διαθέντι. Aber sie richtet sich gegen die allerdings ganz unmögliche Erklärung der Stelle im Classen-Steupschen Kommentar, derzufolge statt vor καὶ δημοσίᾳ hinter ἀχθεσθέντες zu interpungieren wäre, und die ich zu vergleichen bitten muß. Interpungiert man richtig nach καθέστασαν, und läßt man sich nicht durch den Einfall beirren, daß zu ἐπιτρέψαντες statt τὰ τοῦ πολέμου auch τὴν πόλιν gedacht werden könnte, so ergibt die Lesung διαθέντι m. E. etwas Vertrauenerweckendes. Ohne die Worte δημοσίᾳ und ἰδίᾳ—αὐτοῦ ist es nun glatt; gegen die Ergänzung des Gedankens durch ἰδίᾳ—ἀχθεσθέντες ist an sich auch nichts einzuwenden; und der einzig bleibende Anstoß, daß streng genommen statt der Antithese ἀχθεσθέντες doppelt stehen müßte, hebt sich für Th.' Stil selbst auf.

Wilamowitz' Beitrag sichert die Spätdatierung von 6, 15, denn sie befreit sie von einer unmöglichen Interpretation des § 47. Nicht | gut aber steht es dann um die weitgehenden Folgerungen, die Sch. aus seiner Interpretation gezogen hatte. Sch. verkannte natürlich nicht,

<sup>6</sup> Vgl. jetzt Hermes 64, 1929, 476f., wo Wilamowitz (ἐπαυσαν τῆς ἡγεμονίας) ergänzt. Ich habe auf Wilamowitz' nun ausführlicher vorliegende Begründung hin nichts an meinen Bemerkungen zu 6, 15 geändert und erinnere nur, daß die von ihm hervorgehobene Bedeutung von προσαΐα die Voraussetzung für Schwartz' Ergänzungsvorschlag bildete, dessen Deutung auf 407 freilich falsch werden muß.

<sup>7</sup> Näher rückt freilich die Möglichkeit, ὅπερ—τότε δ' οὖν als nachträgliche Einfügung zu beseitigen. Aber 6, 28, 2 setzt auch den § 15, 4 voraus, ohne doch, wie ich wohl aussprechen muß, Rückschlüsse für dessen Interpretation zu gestatten.

daß der Gedanke mit ἔσφηλαν τὴν πόλιν zu dem anfänglichen ὅπερ καὶ καθεῖλεν ὕστερον zurückkehrt. Und doch sollte das eine auf die Katastrophe von 413, das andere auf die von 404 gehen. Also hätte Th. beide Ereignisse gewissermaßen identifiziert. Sch. selbst betont das Auffallende dieses vermeintlichen Tatbestandes, verschiebt aber dabei die Lage des von ihm selbst geschaffenen Problems. Statt nämlich ernstlich die Möglichkeit der Identifikation zu diskutieren, auf die kein Leser gefaßt sein kann, bejaht er sie für den Fall, daß Th. einen „historisch notwendigen Zusammenhang“ zwischen den beiden Katastrophen angenommen hätte, und wundert sich nur über letzteres, was, wenn man die Notwendigkeit und Unabwendbarkeit nicht in übertriebener und mit 2, 65 unvereinbarer Weise preßt, nach 404 doch gar nicht so wunderbar ist.

In dem Kapitel 6, 15 liegt keine Aufforderung, über das was dasteht hinaus geheimnisvollen ursächlichen Zusammenhängen zwischen 413 und 404 nachzugehen. Übrigens ist ja das, was offen dasteht, bemerkenswert genug, daß nämlich eben dasselbe Bedenkliche und Gefährliche in Alkibiades' Wesen, das ihn die Athener in die sizilische Expedition hineintreiben ließ, später, als er dank seiner überragenden Fähigkeiten der Retter Athens aus verzweifelter Lage geworden war, nicht zuletzt den Untergang mitverursachen sollte, weil es die Menge gegen ihn aufreizen mußte. Damit wird an passender Stelle etwas in helles Licht gerückt, wofür Th. nur einfache Worte und einfache Gedankenverbindungen zu Gebote stehen und wozu doch wir mit allem Aufwand moderner Wendungen nichts hinzutun können<sup>8</sup>. Im Dunkel aber bleibt an dieser Stelle die bald genug zu erzählende, nicht einfach von Alkibiades aus zu motivierende Rückberufung 415 und all das andere, was denn doch auch auf den in jeder Weise komplizierten Verlauf der sizilischen Expedition und des dekeleischen Krieges mitbestimmend wirkte; weder lag für den Schriftsteller eine Veranlassung vor, hier plötzlich „in gedrängten Worten“ nach „den“ Ursachen des Untergangs sowohl von 413 wie von 404 zu „forschen“, noch werden wir folgen können, wenn der Versuch gemacht wird, aufzuzeigen, wie „alle Fäden im Kapitel 15“ zusammenkommen. Daß die Bücher 6 und 7 nach 404 geschrieben sind, daß Th. nach 404 in der sizilischen Expedition die Krise des großen Krieges gesehen und sie entsprechend | dargestellt hat, und daß er der Persönlichkeit des Alkibiades einen hervorragenden Einfluß auf den Gesamtverlauf der Ereignisse eingeräumt hat, ist auch so glaublich und stimmt in der Tat zu den „klaren Worten“ von 2, 65. Und gewiß ist es von primärer — ich

<sup>8</sup> Das genaue Gegenstück dazu ist die Brasidasstelle 4, 81, 2. 3, aus der wir auch nicht mehr und nicht weniger machen dürfen, als dasteht.

würde nicht sagen von prinzipieller — Bedeutung für ein wirkliches Verständnis und verdient alle Hervorhebung, wenn Th. vor der Darstellung der sizilischen Expedition das Jahr 404 erlebt hat.

Daß die Frage: vor 404 und vor 415? vor 404 aber nach 413? nach 404? das Entscheidende ist für die Erschließung der verschiedenen Schichten in Th.'s Geschichtswerk und der entsprechenden Epochen seiner Geschichtschreibung, das ist ja nicht neu. Aber ob prinzipiell neu oder nach Lage der Forschung selbstverständliche Konsequenz: jedenfalls ergibt sich die Aufgabe, den Th. von nach 404 gegen den von nach 421, um der Einfachheit halber im Anschluß an Sch. nur diese beiden Epochen in Betracht zu ziehen, auf Grund des neu gewonnenen Materials in anderer Weise abzuheben, als bisher geschehen ist. Praktisch geht Sch. zur Lösung dieser Aufgabe — ich weiß es kurz nicht anders zu charakterisieren — so vor: wir werden geneigt sein, dem Th. von nach 404 alle Vollkommenheiten, die wir in seinem Werke zu entdecken vermögen, zuzuschreiben, sehen wir also zu, welche dieser Vollkommenheiten dem Th. von nach 421 noch fehlen, dann wird sich das Weitere finden. Natürlich ist bei diesem Verfahren die Versuchung groß, das Minus in der Leistung des früheren Th. zu übertreiben. Alles hängt davon ab, ob dieser Versuchung widerstanden ist.

Zur Charakteristik des Th. von nach 421 greift Sch. das Kapitel 1, 22 heraus<sup>9</sup>. Und aus diesem Kapitel sind es Anfang und Schluß, die zunächst wichtig werden, der „Methodensatz“ über die Reden und die Äußerung über den Nutzen. Wohl bespricht Sch. ausführlich auch das Mittelstück über die Ermittlung der ἐργα und das darin bekundete „Streben nach garantierter Urkundlichkeit“, wie er das etwas anachronistisch nennt, aber dieses Streben erhält ja innerhalb des Kapitels seinen Sinn erst durch den Schluß, und Sch. selbst meint am Ende des Vortrages (S. 39), daß die nach ihm erst später erreichte Stufe der historischen Wahrheit im Gegensatz zur historischen Richtigkeit schwerlich je im Bewußtsein des Historikers unterschieden gewesen sein dürfte; vermutlich also würde dieser sich über die angestrebte Wahrheit auch später nicht offen in Sch.'s Sinn haben äußern können<sup>10</sup>. Alles hängt an der Interpretation jener beiden Stellen. |

<sup>9</sup> Das Recht dazu sichert ihm die ausgezeichnete Behandlung des Gesamtprooimions in der ersten Beilage.

<sup>10</sup> „Aletheia, wie Th. die geschichtliche Objektivität nennt, bedeutet für die ausgereifte Geschichtschreibung soviel wie Sinngemäßigkeit des im Logos abgespiegelten Bildes geschichtlicher Wirklichkeit“ (S. 27). Auch daß das Vorkommen des Wortes ἐργον 7, 87, 5 und von ἐργα 5, 26 direkt etwas für Th.'s historiographisches Bewußtsein beweise, will Sch. wohl selbst nicht sagen (S. 27f.).

Ich darf wohl für die Zwecke dieser Rezension als wahr unterstellen, daß das Kapitel 1, 22 dem früheren Th. gehört, finde auch nichts, was dagegen spräche. Aber was Sch. mit Pohlenz und anderen aus dem § 1 herausliest: „einmal, die Reden seien historisch nach Anlaß und Situation; ferner, für ihre Gesamttendenz wird annähernde Authentizität in Anspruch genommen“ (S. 24), ist in seinem zweiten Teil falsch, das wird wohl noch öfter ausgesprochen werden müssen (vgl. Schwartz, diese Zeitschr. 2, 1926, 80). Man scheint sich in dem Ausdruck *ἐχομένῳ* ὅτι *ἐγγύτατα* τῆς *ἑμπάσης* *γνώμης* τῶν *ἀληθῶς* *λεχθέντων* von dem *ἀληθῶς* beeinflussen zu lassen, und doch scheint mir zunächst einleuchtend, daß, damit man herauslesen müßte, was man möchte, dieses *ἀληθῶς* nicht stehen dürfte. Denn dann hätten wir hier mit Sicherheit einfach die Gesamttendenz des Gesagten, die hoffentlich im Gegensatz zu dem genauen Wortlaut in den mehr oder weniger vagen Erinnerungen des Th. und seiner Gewährsmänner noch fest greifbar erhalten blieb, und das *ὡς δ' ἂν ἐδόκουν* . . . ginge auf die möglichst entsprechende Ausfüllung dieser Umrisse mit Einzelheiten. Freilich Th. hätte in der Satzkonstruktion das Wichtigkeitsverhältnis umgekehrt und das *ἐχομένῳ* . . . erhielt limitativen Sinn. Und das soll das Bewußtsein gewesen sein, das Th. von seinem eigenen Verfahren hatte, wenn er einem Redner in einer bestimmten Situation das seiner Meinung nach Nötige in den Mund legte? Ich nehme bis auf weiteres an, daß das *ὡς δ' ἂν ἐδόκουν* . . . sein ganzes Verfahren bei der Abfassung von Reden beschreibt und das *ἐχομένῳ* . . . die Art und Weise dieses Verfahrens erläutert. Wie verfuhr er? Er hielt sich möglichst an die Gesamttendenz. Und woher nahm er die? Konnte sich die Gesamttendenz dessen, was faktisch geredet war, aus der *ganzen* Situation ergeben, oder ergab sich die Gesamttendenz *ausschließlich* aus seiner und seiner Gewährsmänner<sup>11</sup> vagen Erinnerung an den faktischen Wortlaut? Nur wenn man letzteres für möglich und ersteres für unmöglich hält, ist die Ausnutzung des ‚Methodensatzes‘ für die Chronologie der Reden eine weittragende Entdeckung. Andernfalls darf man ein Streben nach möglichster ‚Wirklichkeitstreue‘ in den Reden für keine Zeit behaupten, und es bleibt höchstens, daß so etwas wie die Einführung der Athenerrede 1, 72, falls, wie es scheint, die

<sup>11</sup> Nebenbei: Der Gegensatz des die *ἔργα* betreffenden § 2: *οὐκ ἐκ τοῦ παρατυχόντος πυνθανόμενος ἤξιωσα γράφειν οὐδ' ὡς ἐμοὶ ἐδόκει* beweist, daß Th. sich für die Reden bei der Prüfung dessen, was er etwa von *ἄλλοθεν ποθεν ἀπαγγέλλοντες* (§ 1) erfuhr, nicht lange aufhielt. Und daß hier deutlich herauskommt, daß er die Reden im Gegensatz zu den *ἔργα* schrieb: *ὡς ἐμοὶ ἐδόκει*, kann keine Logik in das Gegenteil der „strengsten Wirklichkeitstreue auch soweit möglich bei den Reden“ (Sch. 24) verkehren. Über die richtige Beziehung von *μὲν* und *δὲ* darf ich wohl schweigen.

athenische Gesandtschaft Fiktion ist, und etwa der Melierdialog, den Sch. nennt, in dem ‚Methodensatz‘ nicht schon berücksichtigt ist<sup>12</sup>.

„Aber weiter: Th. beabsichtigt in 1, 22 mit seinem Werke nur ein ὠφέλιμον zu erzielen, ‚brauchbar‘ soll es sein, ein Besitzstück von bleibendem Nutzwert“ (S. 28). — „Th. . . lehnt es ab, zu gefallen, wenn er nur nütze. So bleibt der Geschichtsschreibung nur mehr der einzige karge Wert des ὠφέλιμον, der freilich zu imposanter Großartigkeit gesteigert wird; ihre Bedeutung geht fast auf in dem einzigen Zweck der Techne für den Politikos“ (S. 29)<sup>13</sup>. Also fast nur zum Zwecke der praktischen Nutzenanwendung in künftigen ähnlichen Fällen hätte dieser Th. geschrieben. Es sei mir erlaubt, vorerst auf eine Stelle aus der Beschreibung der Pest einzugehen. Die Pest trat plötzlich in Athen auf, zuerst im Piräus, wo es denn hieß, die Peloponnesier hätten die Brunnen vergiftet, Wasserleitungen gab es damals dort noch nicht. Später aber kam sie auch in die obere Stadt, und jetzt ging das Sterben erst recht an. Über die Ursachen, die so etwas Großes plötzlich zu bewirken imstande sind, mögen Arzt und Laie ihre verschiedenen Vermutungen hegen und sagen. ‚Ich aber werde sagen, wie es dabei herging, und werde mit der Darstellung einem Betrachter für den möglichen Fall der Wiederholung die Mittel in die | Hand geben, etwas vorherzuwissen und nicht nichtzuwissen (προειδῶς μὴ ἄγνοεῖν 2, 48, 3); ich habe die Krankheit selbst gehabt und sie an anderen gesehen‘. Ist nun die Pestbeschreibung um der praktischen Nutzenanwendung willen geschrieben? Für Ärzte oder für den Hausgebrauch? — Die Menschen starben und starben, und es gab sozusagen überhaupt kein

<sup>12</sup> Nicht ganz verständlich ist mir, was Sch. (S. 24) von Anachronismen sagt: „Die kühnen Anachronismen des Epitaphios, der dritten und letzten Rede des Perikles lassen es (nämlich die gewünschte Anwendbarkeit des ‚Methodensatzes‘) uns am besten erkennen: Perikles redet hier nicht aus dem Wissen und in der Absicht des Politikers von 429, sondern aus dem Wissen und in der Absicht des Historikers von nach 404.“ Es scheint wirklich gemeint zu sein, daß der Historiker von nach 421 derartige Anachronismen vermieden haben würde; denn daß sie nicht so kühn sein konnten, versteht sich von selbst. Beispielsweise ist der nicht festsitzende Satz 1, 144, 1 (vgl. Sch. 71, 3) von dem Historiker von nach 404 geschrieben deshalb, weil der Historiker von nach 421 nicht vom ἀρχὴν μὴ ἐπικταῖσθαι, sondern nur vom Vermeiden einer Landschlacht (unmittelbar vorher) sprechen zu lassen Veranlassung hatte. Aber natürlich hatte auch er schon die Gedanken, die er in den Reden vorbringen ließ, nach dem, was hinterher faktisch eingetreten war, gewählt und gesiebt.

<sup>13</sup> Darauf vorbereitend die Paraphrase S. 23, in der τῶν μελλόντων—ἔσεσθαι wiedergegeben ist mit „was in Zukunft sich wieder so oder annähernd so gestalten kann“ (statt ‚wird‘, und wo bleibt κατὰ τὸ ἀνθρώπινον?), und wo vorgeschlagen wird, zu κτήμα ἐξ αἰεὶ dem Sinne nach zu ergänzen χρῆσθαι, wodurch der ‚Nutzwert‘ herauskommen soll.

<sup>14</sup> „Der Methodiker und Praktiker spricht, wenn Th. es ablehnt, ungewisse Vermutungen über die Ursachen der Pest zu äußern, sondern lieber zu Nutz der Nachwelt aufzeichnet, was er mit eigenen Augen gesehen und an eigenem Leibe erfahren

Mittel, durch dessen Anwendung man hätte nützen (ὠφελεῖν) können, denn was dem einen half, schadete dem andern, und ob einer kräftig oder schwächlich war, keiner war sicher, alle ergriff die Krankheit, einerlei wie sie lebten. Und das Entsetzlichste war die Verzweiflung, die den packte, der die Krankheit spürte, und daß sie sich bei der Pflege ansteckten und wie die Schafe starben' (51, 2—4). Das Unheil ist zu groß, man wird gleichgültig auch gegen die nächsten Verwandten. Am meisten Mitleid mit Sterbenden und Leidenden haben schließlich die, die die Krankheit überstanden haben, weil sie vorherwissen (διὰ τὸ προαιδέναι 51, 6<sup>15</sup>). — Darf man mit dem zitierten § 2, 48, 3 den § 1, 22, 4 vergleichen, dann ist dessen Sinn etwa: ‚Und so zum Anhören wird wohl das Fehlen alles Unterhaltungsmäßigen einen wenig freundlichen Eindruck machen. Solchen Beurteilern aber, die von dem, was geschehen ist und, nach den Gesetzen des Menschlichen, so und so ähnlich sich wiederholen wird, das Unverfälschte werden sehen wollen, etwas ihrem Urteil nach Nützlichem gegeben zu haben, wird mir genug sein. Ein Buch für immer, kein Vorlesungsstück für den Moment des Hörens habe ich verfaßt.‘ Was steht hier absolut und nicht relativ, das σαφές oder das ὠφέλιμον? Und wenn es, wie nicht zu bestreiten, den Beurteilern, für die Th. schreibt, um das σαφές geht, ist es das der Methode oder das des Objekts, wollen sie unverfälschte Wissenschaftlichkeit, oder unverfälschtes Wissen? Und wenn, wie ebenfalls nicht zu bestreiten, letzteres, wird es nicht einigermaßen gefährlich, gegen den Wortlaut in betont utilitaristischem | Sinn weiterzufragen, warum und wozu? Man muß interpretieren wie Lukian (πῶς δεῖ ἴστ. σ. § 42), um gerade von hier aus an den „historisierenden Sophisten“ (S. 30) zu glauben, der „sich selbst wesentlich als Bringer einer neuen garantierten geschichtlichen Wirklichkeitsermittlung gegeben“ ist (dies S. 36) und viel davon hält im Hinblick auf „die Nützlichkeit“ (so, absolut, in der Paraphrase S. 23). — Nur dem Th. von nach 404 gesteht Sch. zu, nicht bloß ‚Brauchbares‘ und wenn ‚Nützlichem‘, dann jedenfalls in einem nun neuen höheren Sinn zu schreiben (S. 29). An einer Stelle des Vortrages, auf die ich ausdrücklich verweisen muß, denn ich unterschlage den Zusammenhang, heißt es: „Der zehnjährige

hat (2, 48, 3).“ Um Sch. nicht Unrecht zu tun, muß ich bemerken, daß in seinem Zusammenhang (S. 31) der Ton nicht auf den „Nutz der Nachwelt“, sondern auf das ‚Prinzip der Urkundlichkeit‘ fällt. Aber auch im Nebenton kann man sich vergreifen.

<sup>15</sup> Und weil sie selbst sich nun sicher fühlen, denn zum zweiten Male wurde man jedenfalls nicht lebensgefährlich krank. Und das waren die Beneideten. ‚Man kann nicht helfen, höchstens sich anstecken‘ ist die einzige Nutzenanwendung, die die ganze grauenhafte Schilderung gestattet. So gleich 2, 47, 4, wo τὸ πρῶτον θεραπεύοντες ἄγνοια bedeutet, daß die Ärzte anfangs aus Unkenntnis zu kurieren versuchten, was sie später, sofern sie noch lebten, aufgaben — διὰ τὸ προαιδέναι.

archidamische Krieg war nicht der Gegenstand, an dem der Geschichtschreiber erwachsen und sich vollenden konnte“ (S. 37). „Thukydides geht aus dem ersten Kriege im wesentlichen als derselbe hervor, der in den Krieg hineingegangen war“ (ebendort). Jenes für die Vollendung zugegeben: kann dies in irgendeinem Sinne richtig sein?

Th. glaubte zu Beginn des Krieges an Perikles' Staatskunst, und er ist diesem Glauben bekanntlich treu geblieben bis nach 404. Zu Beginn des Krieges mußte er erwarten, daß der Krieg den entsprechenden Verlauf nähme, und er hat schwerlich schon damals damit gerechnet, daß der Lauf der Dinge *dumm* (ἀμαθῶς) gehen kann, ebensogut wie das Denken des Menschen (1, 140, 1). Ich möchte weder mit Schwartz noch mit Schadewaldt darüber streiten, was ein ‚reifer Mann‘ ist; jedenfalls glaube ich nicht, daß Th. sieben Jahre vor seiner Strategie<sup>16</sup> schon weit erhaben war über die Stimmung der Jungen, die in den Krieg eintraten οὐκ ἀκουσίως ὑπὸ ἀπειρίας (2, 8, 1). Aber es kam die Pest πρῶγμα μόνον δὴ τῶν πάντων ἐλπίδος κρείσσον γεγεννημένον (2, 64, 1, geschrieben nach 404). An der Pest starb Perikles, und was kam dann nicht alles, die Fehler der athenischen Kriegführung, Kleons absurder Triumph und Thukydides' persönliches Fiasko und die Verbannung. Schließlich fällt der bewunderte Brasidas, und so gibt es für Athen den verhältnismäßig günstigen Frieden. Gewiß, wer das erlebt hat, hat damit noch nicht 415—404<sup>17</sup> erlebt, aber er hat | etwas erlebt und wird auch etwas zu ‚sehen‘ gelernt haben. Den Th. von 431 kennen wir nicht, mögen ihm also ungefährdet ein nicht groß genug vorzustellendes Vertrauen auf für den Krieg vorweg mitgebrachte rational-kritische Mittel zusprechen. Aber in manchen Worten des Th. von 421, den wir kennen, hören wir einen volleren Ton. Ein Satz wie 3, 82, 2 γιγνόμενα μὲν καὶ ἀεὶ ἐσόμενα, ἕως ἂν ἡ αὐτὴ φύσις ἀνθρώπων ἢ enspringt nicht dem sophistischen Unterricht, nicht dem Glauben an die Nützlichkeit und nicht dem Glauben an die Unfehlbarkeit (vgl. 1, 22, 3) der eigenen Methode. Ein „Staatsethiker“ spricht freilich auch nicht so, nach meinem Dafürhalten auch keiner, der es werden konnte.

Es hat keinen Zweck, die schon lang gewordene Besprechung des inhaltreichen Vortrags fortzusetzen, ehe hier Übereinstimmung erreichbar scheint, und ich höre auf, um die wertvollen Beilagen nicht ganz zu kurz kommen zu lassen.

Die erste führt, und das ist nichts Gerings, unter Berücksichtigung früherer Arbeiten, aber unabhängig in fast durchweg zum Verständnis des nicht an der Oberfläche Liegenden zwingender Interpretation den

<sup>16</sup> Will man Alkibiades vergleichen, dann übersehe man nicht 5, 43, 2 die Einschränkung ὡς ἐν ἄλλῃ πόλει, zu der Th. doch Veranlassung gehabt haben muß.

<sup>17</sup> Das ist eine Selbstverständlichkeit, aber auf ihr ruht alles, was sich an dem Th. von nach 404 Neues beobachten und verstehen läßt. Wenn der Krieg 431—421 nicht der Gegenstand war, an dem der Geschichtschreiber sich vollenden konnte, so war es das Geschehen von vor 431 bis 404, zumal es vorweg das Erleben des Menschen bestimmt hatte. Das kommt bei Sch. etwas hintennach (S. 35): „Das angedeutete Phänomen einer geistigen Entfaltung, so sehr es sich dabei um eine rein geistige Problematik handeln mag, es schließt doch das geistige Schicksal eines Menschen ein und wird somit weiter zum menschlichen Problem.“ Wenn ich recht verstehe, wird dann in Sch.s Terminologie jenes zum Logos und dieses zum Mythos. Ich kann das Bedenken nicht unterdrücken, daß man aus seinen Wendungen eine Konzession herauslesen könnte, die die Wissenschaft nicht zu machen braucht.

Nachweis, daß „das Gesamtprooimion (1, 1—1, 23, 5) einmalig konzipiert und einmalig geschrieben ist“, und dann natürlich nicht erst nach 404.

Drei Fragen waren nach dem Stande der wissenschaftlichen Diskussion zu behandeln; Sch. macht es dem, der folgen will, bequem (S. 44):

„1. Ist zwischen 1, 1 und 1, 2 wirklich mit Pohlenz und Schwartz eine Lücke anzusetzen und in ihr die Erwähnung der Troika (Schwartz) oder der Medika (Pohlenz) zu fordern?“

„2. Steht 22 zu 20/21 wirklich in keinem ursprünglichen Zusammenhang?“

„3. Hat 23 mit dem Zusammenhang 20/21 und 1, 2—19 ursprünglich nichts zu tun?“

Alle drei werden verneint, die erste in schlechthin erschöpfender Behandlung, für die zweite und dritte wird die Untersuchung zum mindesten soweit vorgetragen, daß die Wissenschaft aus der gewiesenen Richtung nicht mehr wird abirren dürfen.

Nur zwei Bemerkungen. Mit sicherem Griff ist die alles umfassende Bedeutung der interpretatorischen Frage nach der Zerlegung der προγεννημένα (1, 1) in τὰ πρό αὐτῶν und τὰ ἐπι παλαιότερα (1, 2) erfaßt und die Frage selbst in der Hauptsache erledigt. Aber wenn Th. von beiden sagt, ein σαφῶς εὐρεῖν sei wegen der Länge der vergangenen Zeit unmöglich gewesen, so kann man ihm freilich nicht verwehren, die 50 Jahre zurück bis zu den Perserkriegen ein χρόνον πλῆθος zu nennen (S. 51); aber es bleibt der Anstoß, daß in der Kürze der Zerlegung und gleichzeitigen Zusammenfassung der Anschein erweckt wird, als beständen für die Einschätzung der Größe der Perserkriege ähnliche Schwierigkeiten wie für die des troischen Krieges, was Sch. selbst mit Recht verneint (S. 58). Ich möchte glauben, daß dies einer der nicht seltenen Fälle ist, in denen Th. einem komplizierten Gedanken oder Sachverhalt nicht die genügende Zahl von Worten oder Sätzen gönnt, um allen logischen Komplikationen im Ausdruck | gerecht zu werden. — Und dann: Warum klappt das Kapitel 23 nach? Sch. kombiniert dies richtig mit der Frage, warum 20, 1 nur die παλαιά (= τὰ ἐπι παλαιότερα 1, 2) genannt sind, obwohl der letzte Teil der Archäologie (18. 19) sogar über die Perserkriege hinaus bis unmittelbar an den Anfang des peloponnesischen Krieges geführt hatte. Und er macht anschaulich, wie sich in Th.' Gedankenführung die beabsichtigten methodischen Bemerkungen über die eigene Darstellung zusammenfinden konnten mit einer abschließenden Bemerkung nur über die παλαιά, für die Th. im Gegensatz zu den Perserkriegen und gar der späteren Entwicklung gehalten gewesen war, „die Wirklichkeit zu rekonstruieren, ehe er überhaupt zu einem Vergleich mit der ihm gegebenen Wirklichkeit seines Krieges schreiten konnte“ (S. 58). Und sicher ist richtig, daß, da der in Kapitel 1 in Aussicht gestellte Vergleich mit den Perserkriegen weder in der Archäologie noch innerhalb der Kapitel 20/21 *ausgesprochen* wird, Kapitel 23 folgen mußte. Aber eine der Bedingungen, die das für uns zunächst Verwirrende ermöglichen, scheint mir nicht ganz erfaßt. Sch. setzt ein, daß Th. für den Vergleich mit den Perserkriegen unverhältnismäßig viel leichteres Spiel hatte als für den troischen Krieg (S. 57). Das gilt natürlich für die Ermittlung der faktischen Größe des Vergleichsobjektes, aber für den Vergleich selbst, so wie er im Kapitel 23 durchgeführt wird, gilt es zugestandenermaßen nicht. Wenigstens nahm man es bisher als Argument für die frühe Abfassungszeit, daß nur weil es sich um den 10jährigen Krieg handelt, in diesem Kapitel so offen-

bar rhetorisch αὐξήσις geübt werden muß, und ich sehe nicht, daß Sch. anderer Meinung wäre. Wenn man den Blick auf die Ereignisse richtet, dann ist es wirklich nicht so selbstverständlich, daß die Perserkriege kleiner waren als der archidamische Krieg. Aber unter einem anderen Gesichtspunkt erübrigte es sich allerdings, den Vergleich direkt auszusprechen, nämlich unter dem der wachsenden Machtmittel. Unter diesem Gesichtspunkt gesehen erscheinen aber die Perserkriege in Kap. 18/19, und die Darstellung gipfelt nicht umsonst in dem implicite die Perserkriege übertrumpfenden Satz „Und es wurde ihnen (den Lakedämoniern und den Athenern) bis zu diesem Krieg hin je die eigene Rüstung größer als wie sie einst bei unversehrter Bundesgenossenschaft am stärksten geblüht hatten“ d. h. größer als die gemeinsame Macht, die notorisch den Persern überlegen war. An diesem Punkte mußte der Schriftsteller abbrechen, mußte er zurückgreifen, wenn er überhaupt vor Eintritt in seine Erzählung noch etwas zu bemerken hatte. Und ich meine, es ist klar, daß *wenn* abgesetzt wurde, dies in einer gedanklichen Situation geschieht, die zunächst alles andere, nur nicht den Gedanken an den in diesem Moment implicite erledigten Größenvergleich des peloponnesischen Krieges mit dem Perserkrieg aktuell werden lassen mußte; und ebenso klar ist, daß nachträglich dann unter dem Gesichtspunkt der ἔργα (21, 2) der Vergleich doch noch fehlte, und nun am Schluß, wie wieder Sch. richtig bemerkt, auch die „erwünschte Möglichkeit“ bot, „zur Sache selbst zu gelangen“ (23, 4): ἤρξαντο δὲ αὐτοῦ . . .“ (S. 59). — Daß Th. schon bei 20, 1 τὰ μὲν οὖν παλαιὰ der keinesfalls mehr auf dieses μὲν zurückgreifende Anfang von 23 τῶν δὲ πρότερον ἔργων vorschwebte, scheint mir unter den dargelegten Umständen nicht nötig, es ist ja auch sprachlich kaum möglich. Die ganze Archäologie schildert eine Aufwärtsbewegung, aber bis Kap. 17 einschließlich gewissermaßen unter negativem Vorzeichen, indem immer wieder die noch nicht erreichte Größe betont wird, 18/19 dagegen positiv eine rapide Emporentwicklung bis an ‚diesen Krieg‘ selbst heran. Wird an diesem Punkt auf das demonstrandum, daß alles verhältnismäßig klein war, zurückgegriffen, so hatte der Gedanke am unmittelbar Vorhergehenden | keinen Halt, und wenn er bis auf Kapitel 17 zurückglitt, dann ergab sich ohne weiteres τὰ μὲν οὖν παλαιά.

Beilage 2. Die Exkurse des Thukydides. Sch. hatte es innerhalb der Bücher 6 und 7 neben der Völkertafel 7, 56ff. noch mit zwei Exkursen zu tun, denen die Analyse den Platz, an dem sie stehen, hatte verbieten wollen (7, 27. 28 und 6, 54—59). Ich bin überzeugt, daß es seiner Interpretationskunst gelungen ist, in diesen und anderen Fällen die „Ketzerrei“ gegen Übergriffe der Analyse als das Richtige zu erweisen.

Aber der Vortrag unternahm es, weit über jede Begrenzung der Aufgabenstellung hinausgreifend, eine Gesamtanschauung von zwei Hauptepochen der Geschichtschreibung des Th. zu geben, derart, daß die frühere in ihrer Beschränktheit gegenüber der späteren, und diese allein als repräsentativ für den vollendeten Historiker erscheint. Diesem eindrucksvollen Versuch konnte mein auf der niedrigeren Ebene kritischer Bemerkungen gehaltenes Referat nicht gerecht werden; um so mehr bin ich verpflichtet, auszusprechen, daß Sch.s Betrachtungsweise sich als besonders fruchtbar erweist, wenn er jetzt in umfassender Erörterung die im Vortrag notgedrungen nur kurz begründete These durchführt, daß der erste Entwurf wohl Anmerkungen, die ein Faktum

des Berichts sichern sollen, aber keinen eigentlichen Exkurs enthielt, zu dessen Wesen es gehört, „daß er von der Haupterzählung abführt zu einem fernliegenden Stoff, der um seiner selbst willen erstrebt wird“ (S. 33). Entsprechend seiner Gesamtanschauung ordnet sich ihm auch diese Tatsache in das Bild der Stufe geistiger Entwicklung, die erst dem Th. von nach 404 zu erreichen gegeben war und die es diesem ermöglicht, früher nach Form und Inhalt Abgelehntes aufzunehmen und zugleich die von je herrschende Ratio „in einer höheren, reiferen, universalen Geistesform“ aufzuheben (S. 34).

Ich taste nichts an und nehme nur zu dem Schlußstein, der Behandlung der Pentekontaetie (S. 95—99), und nur zu einer allerdings wichtigen Einzelheit das Wort. Die Pentekontaetie ist nicht nur überhaupt der wichtigste aller thukydideischen Exkurse, sicher nach 404 geschrieben, sondern sie ist auch deshalb bemerkenswert, weil in diesem Fall Th., nachdem er im Anschluß an die Erzählung vom Mauerbau und die Übernahme der Hegemonie im Perserkriege durch die Athener den Gegenstand angekündigt hat, selbst von ‚Exkurs‘ spricht (ἐκβολή τοῦ λόγου 1, 97, 2) und ihn motiviert. Zwei Gründe gibt er an; davon reicht der erste, die Mangelhaftigkeit der Arbeit des einzigen Vorgängers, so interessant es ist, daß Th. sich nunmehr doch selbst in die Reihe stellt, nicht zu, denn er rechtfertigt zwar die Neudarstellung, aber nicht die Einfügung in dieses Werk. Um so wichtiger ist der zweite: ἀμα δὲ καὶ τῆς ἀρχῆς ἀπόδειξιν ἔχει τῆς τῶν Ἀθηναίων ἐν οἴῳ τρώπῳ κατέστη. Um ihm sein volles Gewicht zu geben, zieht Sch. den sicher erst gleichzeitig geschriebenen § 1, 23, 6 an, durch den Th. auf den Inhalt des Exkurses vorbereitet, ohne ihn gleich da folgen zu lassen, wo man ihn um der zeitlichen Reihenfolge willen und vor allem wegen des durch den Ausdruck ἀληθεστάτη πρόφασις gekennzeichneten Rangverhältnisses der Kriegsursachen erwarten könnte. So erhebt sich die alte Frage, warum Th. die Pentekontaetie überhaupt als Exkurs geschrieben hat. Die allerdings etwas subalterne Erwägung, daß Th. dann die ganze frühere Darstellung hätte umschreiben müssen und daß er das vermeiden wollte, verbietet Sch. Er meint, weniger einfach, auf der erreichten letzten Entwicklungsstufe sei sich der Historiker zwar bewußt, mit einem tieferen Wirklichkeitsbegriff zu arbeiten, aber doch nicht genügend sicher bewußt, um in einen aus der früheren Stufe vorliegenden, nur geschichtliche Richtigkeit enthaltenden Logos die geschichtliche Wahrheit anders als in der Form einer ‚Eckbole‘ hineinbauen zu können. Schwerlich exakt. Zunächst gilt es einen eigentümlichen Sprachgebrauch festzustellen. Die Unterscheidung von äußeren Anlässen und innerem Grund, die noch heute zum handwerksmäßigen und weltanschaulichen eisernen Bestand gehört, wenn zu einem Kriege, ‚der doch kommen mußte‘, Stellung genommen werden soll, hat ihren Ursprung fraglos in dem § 1, 23, 6. Weniger fraglos aber ist es, ob bei Th. auch im Ausdruck, wie Sch. sagt, ‚der Superlativ deutlich von der Wirklichkeit eine ‚eigentliche Wirklichkeit‘, von der Objektivität eine ‚eigentliche Objektivität‘ zu scheiden“ sucht. Die Worte ἀληθεστάτη πρόφασις finden sich bei Th. noch einmal, 6, 6, 1, wo das wahre Motiv der Athener, das sie zu dem sizilischen Unternehmen treibt, abgehoben wird von den vorzeigbaren Gründen, die an Parallelstellen ihrerseits als solche durch das Wort πρόφασις gekennzeichnet werden (6, 8, 4. 6, 33, 2. 6, 76, 2 vgl. 3, 86, 4); insbesondere durch den Ausdruck 6, 33, 2 πρόφασιν μὲν . . . , τὸ δὲ ἀληθὲς Σικελίας ἐπιθυμίᾳ wird deutlich, daß es sich in der Wortverbindung ἀληθεστάτη πρόφασις nur um ein rein ausdrucksmäßiges, übrigens leicht erklärliches<sup>18</sup> Umspringen des Wortes πρόφασις handelt, das im Falle der Antithese

<sup>18</sup> πρόφασις ‚der Grund, den man angeben kann‘: 1, 133, 1. 3, 9, 2. 3, 13, 1. 3, 40, 6.

eigentlich auf die andere Seite gehört (vgl. Dem. 18, 156. 158, wo das Wort zugleich auf beiden Seiten erscheinen kann, ohne daß doch die für solchen Zusammenhang ursprüngliche Bedeutung ‚Vorwand‘ ganz verloren wäre). Nicht anders ist es 1, 23, 6; und der Vergleich mit 1, 118, 1. 126, 1. 146, 1, Stellen, in denen das Wort auf seiner ursprünglichen Seite steht<sup>19</sup>, macht nun nicht die mindeste Schwierigkeit. Dann aber ist die Unterscheidung, die Th. 1, 23, 6 *ausspricht*, alles andere als gedanklich belastet, bedeutet gerade keinen tieferen Wirklichkeitsbegriff, sondern etwas, was der Schriftsteller auch im Bewußtsein der Handelnden voraussetzt, daß es nämlich wahre Beweggründe gibt, von denen man aber wohlweislich nicht viel spricht, und solche, die man offen ausspricht, die aber weniger wahr zu sein pflegen. Es ist eine grobe Unterscheidung, die man nicht zu fein anfassen darf<sup>20</sup>. — Sodann mag man vielleicht sagen, der frühe Th. habe in der unmittelbaren Vorgeschichte die Ursachen des Krieges suchen | zu müssen geglaubt. Dazu stimmt z. B. die Kunst, mit der in der Erzählung der Schlacht bei den Sybotainseln die Rolle der athenischen Schiffe herausgearbeitet ist (1, 45 ff.). Aber man kann nicht ohne weiteres sagen: „Der späte Th. sah tiefer, forschte nach der ‚wirklichen Ursache‘, der ἀληθεστάτη πρόφασις“, wenn diese das Wachsen der Macht Athens ist. Gegen die Annahme eines völligen Bruches in „Th.“ Anschauungen über die Ursachen und die Vorgeschichte des Krieges“ hat sich mit Recht Pohlenz (GN. 1919, 99 ff.) gewandt und richtiger gemeint, es handele sich um eine „Verschiebung in der subjektiven Wertung gegebener Fakta“. „Die Lakedämonier wollen ja doch den Krieg aus Furcht vor Athen“ und „Der Krieg kommt ja doch“, das ließ die erste Fassung die Kerkyräer schon vor 431 ausspielen (1, 33, 3. 1, 36, 1, vgl. 1, 42, 2), und darauf haben die einen in Athen wohl gleich 431 und ganz sicher zur Selbststärkung nach 429 sich berufen, wenn die anderen meinten: ‚Hätten wir doch nur das megarische Psephisma gestrichen‘. Wie die ἀληθεστάτη πρόφασις mit ‚eigentlich wirkliche‘, ‚nicht offenkundige‘ Ursache falsch übersetzt ist, da Th. von dem wahren, nicht offen gesagten Grund spricht, so kommt man auch sachlich nicht durch, wenn man Th. das Wachsen der athenischen Macht als die Voraussetzung für den zum Krieg führenden Gegensatz Sparta-Athen erst nachträglich erforschen und finden läßt. — Sch. legt Wert darauf, daß die angeblich neu gesehene Ursache den Nachweis einer jahrzehntelangen Entwicklung verlangte, also eine Erzählung. Da nun aber die kausalen Beziehungen nicht neu entdeckt zu werden brauchten, so reduziert sich dies auf das Plus dieser Erzählung in der neuen Bearbeitung. Sicher ist, daß die frühere Darstellung des zehnjährigen Krieges mit den Ursachen einsetzte, die innerhalb des bestehenden 30jährigen Friedens zum Kriege führten, und daß sie ein weiteres Ausholen in der Erzählung nicht beabsichtigte. Nach 404 war die Aufgabe der Darstellung ‚dieses‘ Krieges von selbst zu der Aufgabe geworden, den Niedergang der athenischen Macht von höchster Blüte zum gänzlichen Untergang zu schildern. Es hat etwas unmittelbar Einleuchtendes, daß ein Komplement, das den Aufstieg zeigte, Bedürfnis wurde: man braucht zu ἀμα δὲ καὶ τῆς ἀρχῆς ἀπόδειξιν ἔχει τῆς τῶν Ἀθηναίων ἐν οἴῳ τρόπῳ κατέστη nichts hinzuzutun. — Aber es bleibt die Frage, auf die Th. sich begrifflicher Weise nicht

<sup>19</sup> Zu 1, 141, 1 mag man sich am ehesten der medizinischen Terminologie erinnern, von der 2, 49, 2 in der Tat abhängig sein wird. Aber für 1, 23, 6 darf man nicht behaupten, daß Th. „für die Ursache, die als die wirkliche angeführt werden muß, das Wort gebraucht, mit dem die ionische Physik und Medizin den wissenschaftlichen Kausalitätsbegriff ausdrückt“ (Schwartz 250).

<sup>20</sup> Dionysios von Hal. (περὶ Θ. c. 10f.) brauchte nur wenig zu vergrößern, um das Problem der Disposition nicht nur aufreizender, sondern auch treffender zu formulieren als die Modernen; freilich brauchte er nicht zu verstehen, sondern wollte einfach tadeln.

einläßt, warum die Ergänzung als Exkurs steht. Man sage ruhig: Hätte Th. das Komplement vorausschicken wollen, dann hätte er alles Frühere zerstören und umschreiben müssen. Und dazu hatte er keine Veranlassung, denn er hatte von dem κτῆμα ἐξ αἰεί nichts zurückzunehmen, wohl aber hatte er zu ergänzen, hier wie in den Reden. Andererseits gesteht der § 1, 23, 6 offen ein, daß für die Ergänzung der Anfang in Frage kam, sonst stände er nicht da. Auf die Ergänzung an späterer Stelle vorzubereiten, nicht Rechenschaft von neuen kausalen Erwägungen zu geben, ist zunächst seine Funktion. Nur dazu eignet sich die Unterscheidung mit πρόφασις, dazu aber auch hervorragend gut, denn der Beweggrund, von dem man nicht spricht, braucht in der Erzählung erst im entscheidenden Moment wieder hervorgeholt zu werden. Aber etwas schießt über, was Pohlenz gut ins Licht gerückt hat durch den Hinweis darauf, daß „noch der Nikiasfriede zu beweisen schien, daß der Dualismus an sich nicht notwendig zu einer gewaltsamen Lösung drängte“: die Spartaner gehen gezwungen in den Krieg. Dies aber kann man nicht trennen von der Einführung des großen Exkurses an der Stelle, auf welche diese vorausweist.

Untergebracht ist die Ergänzung hinter der entscheidenden Versammlung in Sparta, wo die Motive der Lakedämonier zur Sprache kommen konnten. | 1, 88 wird der Übergang mit einer Wendung gefunden, die erstaunlich sein würde, wenn die Absicht nicht zu deutlich wäre. Nicht auf die Reden der Bundesgenossen hin (für den Leser praktisch = Korintherrede 68—71, aus dem ersten Entwurf; das von Schwartz festgestellte Zeitverhältnis zu der Korintherrede 120—124 hätte Pohlenz nicht versuchen dürfen umzukehren), sondern aus Furcht vor der wachsenden Macht der Athener fassen die Lakedämonier den entscheidenden Entschluß. Dabei haben die Korinther faktisch ziemlich alles auseinandergesetzt, was die Lakedämonier bestimmen kann, von ihrer bisherigen Langsamkeit abzugehen (schon das schließt m. E. aus, daß diese Korintherrede gleichzeitig mit 1, 88 entstanden wäre, aber nicht, daß sie stehen bleiben sollte); und daß die Lakedämonier erst in diesem Moment ihre traditionelle Langsamkeit aufgeben, dabei bleibt es auch nach der neuen Wendung: das steht ausdrücklich 118, 2, zum Abschluß der großen Einfügung 89—117. Es wird an der alten Konstruktion des historischen Herganges nicht das Mindeste geändert, bis auf das Eine: Die Lakedämonier taten, was sie taten, nicht so sehr überredet, wie von sich aus. Das ist wiederum zunächst ein Griff des Schriftstellers, der sich zu helfen weiß und es ausnutzt, daß er ursprünglich die Motive, die Sparta jetzt zum Entschluß treiben mußten, den Korinthern in den Mund gelegt hatte. Aber ich gebe gern zu: hinter dieser einen, dazu noch in einen Moment verlegten Nuance: ‚nicht überredet‘ (‚gezwungen‘, wenn man 1, 23, 6 hinzunimmt) verbirgt sich alles, was nach 404 dem Historiker die weitere Vorgeschichte des großen Krieges darstellenswert erscheinen lassen mußte.

Das äußerlich Auffallende an dem freilich nach Wichtigkeit, Inhalt und Form doch für sich stehenden großen Exkurs 1, 88—118 könnte man also, glaube ich, mehr aus der äußeren schriftstellerischen Situation von nach 404 erklären, ohne zu verkennen, daß dieser äußeren Situation eine innere, geistige entspricht. Ihrer sich unmittelbar zu bemächtigen, ging Sch. die βασιλική ἀτραπός seines Vortrags. Alle Bedenken dagegen dürfen zurückstehen, wo soviel Wichtiges zur Sprache gebracht und soviel Boden gewonnen wird wie in seinem Buch.

Besprechung:

Hermann Langerbeck, ΔΟΞΙΣ ΕΠΙΡΥΣΜΙΗ.

Studien zu Demokrits Ethik und Erkenntnislehre

1936

Auf den Sinn, den das vorliegende Buch seinem Obertitel gibt, kann man erst gegen Ende der Betrachtung zu sprechen kommen; für den scheinbar weniger fragwürdigen Untertitel aber müssen wir gleich aus Seite 2 der Einleitung entnehmen, daß der Verfasser ihn lieber mit zwei Paar Anführungszeichen würde haben drucken lassen, wenn sich das für einen Titel schickte. In dieser Einleitung wird vorweg ohne weiteres „die Unmöglichkeit, die Ziele vorsokratischen Denkens unmittelbar auf den Sinnzusammenhang modernen Sprechens und Denkens zu beziehen“, „die Inkommensurabilität vorsokratischen und modernen Denkens“, der vom Verf. angestrebte „Verzicht auf unmittelbares Einordnen der Ergebnisse des demokritischen Denkens in modernes Denken“, deren „radikales Anderssein“, das Bemühen des Verf. „um Herausarbeitung des  $\xi\tau\epsilon\rho\nu$ <sup>1</sup> des antiken und besonders des vorsokratischen Denkens“ und somit die „Aufgabe, das ganz Andere in seinem Anderssein doch zu verstehen“ derartig gehäuft und stark betont, daß sich beim Verf. selbst die Frage anmeldet, ob dies wissenschaftliche Vorurteil der neuen philologischen Untersuchung nicht den „Verzicht auf lebendige Wirkung auf modernes philosophisches Denken“ und damit Ungeschütztheit gegen den „Vorwurf eines unfruchtbaren Historismus, der seinen Gegenstand der lebendigen Wirklichkeit beraubt“, mit sich bringe. Der Verf. beruhigt den Leser, den er sich, vielleicht mit Recht, weniger um die Richtigkeit als um die Wirksamkeit der wissenschaftlichen Ergebnisse besorgt vorstellt, mit einem Hinweis auf das „Bemühen um einen vorstandpunktlichen Ausgangspunkt der Philosophie“. Diesem Bemühen könne es dienen, wenn sich aufzeigen ließe, wie es für den Standpunkt Demokrits weder ein Er-

<sup>1</sup> Was soll das griechische Wort? Immerhin kann dadurch in diesem Falle zum Sinn nichts hinzugetan und von ihm nichts fortgenommen werden; unerfreulicher ist schon etwa das Auftauchen von  $\tau\acute{\alpha} \xi\phi' \eta\mu\acute{\iota}\nu$  in einem Zusammenhang, der durch die generelle Bedeutung des aristotelischen Terminus leidet (59), und dem Verf. selbst wird es unerfreulich sein, daß ihn seine Vorliebe für überflüssige griechische Wörter zu der nur durch Cicero zu belegenden, eigentlich aber widersinnigen Wortbildung  $\acute{\alpha}\pi\omicron\lambda\iota\tau\iota\kappa\acute{\omicron}\varsigma$  verführt hat (19).

kenntnisphänomen in modernem Sinne, noch ein Phänomen des Sittlichen habe geben können. „Die Frage, ob überhaupt ‚Erkenntnis‘ und ‚Sittlichkeit‘ echte Phänomene vor aller Standpunktlichkeit oder vielleicht schon als Wort *Deutungen* von tiefer liegenden echten Phänomenen sind, die sich jeder möglichen Benennung entziehen, müßte vor die Quaestio facti<sup>2</sup>, die nach dem ‚Was‘ von ‚Erkenntnis‘ und ‚Sittlichkeit‘ fragt, treten.“ Die Anführungszeichen bei den Worten Erkenntnis und Sittlichkeit (kurz vorher: Demokrits ‚Ethik‘) wird jeder für die Sache Interessierte beifällig aufnehmen, aber was im übrigen über Philologie und Philosophie angedeutet wird, kann auch als Andeutung nicht genügen. Mit dem Aufzeigen des radikalen Andersseins der „vorsokratischen, speziell demokritischen Spekulation“ kann man dem modernen Philosophen höchstens dazu behilflich sein, seine moderne Auffassung nicht für die einzig mögliche, unmittelbar sachgegebene zu halten, falls er das nötig hat. Aber damit wäre höchstens der Weg zur Standpunktlosigkeit gewiesen, von der der Verf. selbst nichts hält (S. 5: „die Gleichung: Unphilosophisch = Vorurteilslos dürfte ja auch in der Philologie nicht mehr zeitgemäß sein“). Was er die Philosophie als Ausgangspunkt suchen läßt, sind „echte Phänomene vor aller Standpunktlichkeit“, „echte Phänomene, die sich jeder möglichen Benennung entziehen“. Dem Rezensenten erscheint, was in diesen Wendungen ausgesprochen wird, wie das Messer ohne Klinge, dem der Griff fehlt; und er zweifelt daher daran, daß die Philosophie, wenn sie wirklich dies sucht, es jemals zu greifen bekommt. Aber das ist wohl nur Kritik der gewählten Ausdrücke; mit der Richtung, in der der Ausgangspunkt eines sachlichen Philosophierens gesucht wird, kann man sich dabei einverstanden fühlen, zugleich aber in der Betonung der Ansprüche der Philologie weiter gehen. Es gibt zwei Möglichkeiten: entweder die älteren Denker dachten im Vergleich mit den moderneren Denkern abstrus, oder sie dachten zwar noch nicht so viele Gegenstände, aber ihre wenigeren Gegenstände dachten sie verhältnismäßig einfach und natürlich. Im ersten Falle könnte man überhaupt und auch als Philologe etwas Besseres tun, als Geschichte der antiken Philosophie treiben; im zweiten Fall aber identifiziert sich das Interesse der Philosophie an sachgegebenen Ausgangspunkten mit gewissen Interessen der klassischen Philologie gerade im Wesentlichen, so daß es keiner Apologie für die letztere bedarf. Höchstens kann man der klassischen Philologie den Vorwurf machen, sie arbeite für die Bedürfnisse der modernen Philosophie und des modernen Lebens nicht

<sup>2</sup> Der echte Gegensatz zur Frage quid facti ist die Frage quid iuris (der Rezensent war gewissenhaft genug, die Stelle bei Kant nachzuschlagen). In unserm Text aber scheint nur der Gegensatz zwischen einer mehr und einer weniger befangenen quaestio facti gemeint, den man nicht so ausdrücken sollte.

schnell und nicht systematisch genug. Darauf kann dann die Philologie entweder mit dem hesiodeischen ὄσφ πλέον oder, höflicher, mit dem Zugeständnis antworten, daß sie es unter den gegebenen Umständen | der Philosophie auch gar nicht verdenke, wenn diese sich die Geschichte der antiken Philosophie, die sie zu brauchen glaubt, systematischer und schneller selbst schreibt.

Über diese Dinge wird es unter Philologen schwerlich echte Differenzen geben, und wenn, so wird dadurch die philologische Arbeit, soweit sie ungezwungen und ehrlich getan wird, nicht beeinflusst. Die klassische Philologie ist zu fest mit der für jeden Gebildeten gegebenen Wirklichkeit verbunden, um sich durch allgemeine Erwägungen irgendwelcher Art deduzieren oder durch praktische Erwägungen irgendwelcher Art vom Wege abbringen zu lassen. Nachdem der Verf. von dem aus dieser Selbstsicherheit der Philologie genommenen Recht, selbständig zu denken, zu unserer Freude gleich zu Anfang ziemlich energischen Gebrauch gemacht hat, wendet er sich zu den innerphilologischen „Vorfragen sachlicher und methodischer Art“, die er vor der eigentlichen Interpretation glaubt klären zu müssen. Auf die gedankliche Konstruktion solcher Dinge pflegt neuerdings wieder besondere Mühe verwendet zu werden, und wenn man dementsprechend darauf gefaßt ist, in der Einleitung die neue Arbeit zum mindesten als Synthesis von wissenschaftlicher Thesis und Antithesis präsentiert zu bekommen, so läßt man es sich gern gefallen, wenn der Verf. nur rasch die bisherigen Behandlungen sowohl der Ethik wie der Erkenntnislehre Demokrits als in hoffnungsloser Gegensätzlichkeit befindlich hinstellt, um demgegenüber seinerseits den „archimedischen Punkt“ anzugeben. Aber dann wird es doch recht kompliziert; der Referent versucht, kurz zu bleiben. Wirklich schlimm ist es mit dem radikalen Anderssein des antiken Denkens nur bei den Vorsokratikern. Hier sind wir Modernen, wenn wir gewisse Fragmente und sonstige Zeugnisse unmittelbar zu verstehen glauben und uns einbilden, es sei da von Dingen wie „Erscheinung, Wahrnehmung, Empirie, absolutem Sein, reinem Denken, Wissenschaft“, von erkennendem Subjekt und zu erkennendem Objekt, oder auch nur von ‚Wahrheit‘<sup>3</sup> die Rede, ganz sicher auf dem Holzweg, denn all das ist erst mit der nach Aristoteles' sicherem Zeugnis nicht vor Platon entdeckten οὐσία κατὰ τὸν λόγον in die Welt gekommen, wo wir Modernen von nun an schon eher unmittelbar Fuß fassen können. Aber vorher und insbesondere bei Demokrit dürfen wir nicht etwa das eine oder andere vermeintlich unmittelbar an-

<sup>3</sup> Dies kommt allerdings erst auf S. 41, dafür um so kräftiger: „Anders gesagt: Man wird auf die Anwendung des Wortes ‚Wahrheit‘ zur Deutung vorsokratischer Doktrinen schlechthin verzichten müssen. Erst durch Platon wird ἀλήθεια zur ‚Wahrheit‘.“

sprechende Fragment oder Zeugnis zum Halt nehmen, sondern der einzige feste Punkt ist, daß „jedenfalls das ideale Sein für Demokrit | von vornherein ausgeschlossen ist“. Die gegenwärtige wissenschaftliche Situation macht übrigens eins zu drei (S. 8: „die drei entscheidenden Punkte“): 1. Nach Jaeger ist Aristoteles „überall da, wo er den Platonismus als Ganzes gegen alle Früheren abgrenzt, über jeden Verdacht eines ‚Mißverständnisses‘ erhaben“; 2. Stenzel „sah die wesentliche Verbindung von ἀρετή und εἶδος und bewies somit die Transzendenz gerade der ursprünglichsten Form der Idee“; 3. „K. Reinhardt bewies an der δόξα des Parmenides die Unvollziehbarkeit eines wirklichen Subjektivismus für das archaische Denken“. Lassen wir Punkt 3 wie Platon *Theaet.* 183e beiseite und vergrößern wir 1 und 2 um der Kürze willen über das von L. für sich in Anspruch genommene und erlaubte Maß hinaus, so bleibt, daß erheblich viel mehr Wissenschaftlichkeit von Platon und seinem primär ethisch gerichteten Denken abhängt, als man gemeinhin annimmt. Nachdem der Versuch, auf solcher Grundlage zu arbeiten, für die Geschichte der Mathematik zurückgewiesen worden ist (siehe Kurt v. Fritz, Platon, Theaetet und die antike Mathematik, Philol. 87, 1932, 40ff., 136ff.), sieht man ungern, wie sich der Verf. für die Geschichte der Naturphilosophie von vornherein darauf festlegt und Ähnliches für die Geschichte der Medizin ankündigt<sup>4</sup>. Für die Ethik ergibt sich keine eigentlich neue Grundlage, dementsprechend fühlt sich L. da zunächst im Negativen sicherer als im Positiven, entschließt sich aber gerade deswegen, die Behandlung der ethischen Fragmente voranzustellen. Damit ist die Disposition des Hauptteiles der Arbeit (52—118) „Demokrit“ in der Hauptsache bestimmt; vorausgeschickt wird auf S. 14—51 ein bei den Absichten des Verf. allerdings unerlässlicher erster Teil „Protagoras“, der dem Zweck gewidmet ist, „wenigstens die Möglichkeit einer Deutung des homo-mensura-Satzes ohne Annahme einer ‚Erkenntnisrelation‘ für Protagoras anzugeben“; endlich folgt S. 119—129 ein kurzer dritter Teil über die Demokriteer.

Vom ersten Teil greift diese Rezension nur „I. Die Protagorasabschnitte des Theaetet“ heraus<sup>5</sup>. |

<sup>4</sup> S. 9f. Dies allerdings unfreiwillig. L. ist gezwungen, zu behaupten, in einer ganzen Reihe von hippokratischen Schriften mache sich nachplatonisches Denken breit (Beweis: „Wie stark man mit der Einwirkung platonischen Denkens auf Teile des C. Hippocr. rechnen muß, zeigt ja (!) Περὶ τέχνης“), sonst wackelt der „archimedische Punkt“. Wessen wir uns zu versehen haben, zeigt eine gelegentliche Behauptung S. 23: „Der Empiriebegriff entsteht im *Gorgias* — . . . — erst als Gegenbegriff zum platonischen τέχνη-Begriff.“

<sup>5</sup> Das Kapitel enthält weiter: II. Die Protagorasabschnitte des Protagoras. III. Protagoras bei Aristoteles und Sextus Empiricus. Anhang zum ersten Teil: 1. Literatur. 2. Lexikalische Übersicht über αἰσθάνεσθαι, νοεῖν und Synonyme bei den Vorsokratikern.

Aus der ‚Form‘ weiß heute die Kunst der Interpretation verblüffende Dinge hervorzuzaubern. Im vorliegenden Falle scheint Form die Tatsache zu sein, daß Platon im *Theaetet* einen Knaben zum Hauptgesprächspartner des Sokrates gewählt hat — weiter nichts —, und hervorgeholt wird für das Verständnis des Dialogs in zwölf Zeilen, daß es sich im Gespräch mit dem Knaben „keinesfalls um die kritische Prüfung geläufiger Antworten auf eine geläufige Frage handeln kann“ — darüber läßt sich noch reden — „sondern um Neuschöpfung eines ganzen geistigen Kosmos auf dem fruchtbaren Boden der Entdeckung eines Problems“ — das geht zu weit.

S. 41 wird Friedländer zunächst gelobt, weil in seinem Platonwerk „wirklich einmal Ernst damit gemacht wird, den Gehalt eines platonischen Dialogs primär von der Form aus zu verstehen“, aber zum Schluß S. 44 hören wir: „Damit aber bleibt trotz allem, was zur Begründung der Einführung *Theaetets* als Gesprächspartner gesagt wird, nach meinem Empfinden die Stellung *Theaetets* schief und ungeschickt: Er bleibt Vertreter irgendeiner *communis opinio*, nicht Mitentdecker einer neuen Wahrheit.“ Platon selbst wählt freilich die Form, könnte man sagen, daß zum Schluß gesagt wird, mit allem, was zur Sprache gekommen wäre, wäre keine Wahrheit entdeckt und mehr als das zu beurteilen vermöchte Sokrates’ Hebammenkunst nicht; und Platon selbst nutzt die Tatsache, daß *Theaetet* noch ein Kind ist, in anderer Weise für den Gang des Dialoges aus: aber diese Selbstverleugnung der Form erklärt vermutlich nur, warum es „immer noch nicht zur Selbstverständlichkeit geworden ist, einen platonischen Dialog auch gerade in seinem philosophischen Gehalt von der Form her zu verstehen“ (14).

Lassen wir das auf sich beruhen; der Verf. hätte es gar nicht nötig gehabt. Er hätte auch nicht nötig gehabt, den Terminus *διάρρησις* und was dazu gehört, unbekümmert darum, ob Platon selbst ihn verwendet, und ohne Rücksicht auf die jeweiligen dialektischen Nuancen dem Platontext aufzudrängen.

Der einfachen Fragestellung *πότερον ταύτων ἢ ἕτερον* entspricht bei Platon die einfache Bestimmung des Ergebnisses *Theaet.* 186e/187a. Ich will nicht hersetzen, wie das bei L. aussieht. — In dem Beispiel *Theaet.* 147d ergibt die Dichotomie nicht unmittelbar den gesuchten Begriff, sondern nach ihrer Ausführung läßt sich der gesuchte Begriff als auf den einen Teil der Dichotomie bezüglich ohne weiteres definieren. Damit ist kein Verfahren angegeben, sondern ein Beispiel für die gewünschte Lösung. Man braucht es nicht allzu ernst zu nehmen, wenn aus dem harmlosen Eifer des jungen Mathematikers ein Nebensinn herauszuhören ist, den nur *τῶν κρειττόνων* *τις* hineingelegt haben kann; aber man wird den Spaß gelten lassen müssen, denn es stimmt: ohne Bezugnahme auf die zugeordneten Erkenntnisobjekte läßt sich für Platon die *ἐπιστήμη* nicht bestimmen. Im *Theaetet* selbst ist vergleichbar der antiplatonische Lösungsversuch 201eff. Die platonische Lösung wird im *Staat* entwickelt und noch im *Timaeus* 27d zugrunde gelegt, obwohl es bei Platon inzwischen komplizierter geworden war. Im *Theaetet* konnte sie nicht kommen. Denn wohin der *Theaetet* als Ganzes dialektisch gehört, sagt eindeutig der *Parmenides*, auf den nicht umsonst Bezug genommen wird. Es handelt sich darum, ob | die für Vieles unentbehrliche Ideenlehre gegen die Angriffe zu halten ist. Sokrates, dem es ‚noch‘ an dialektischer Übung fehlt, ist unsicher geworden und wird belehrt: wenn man eine